

Stuttgarter Berg e.V., Stuttgart
Schloß Rosenstein, Ruf 409 40

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / NOVEMBER 1964

4



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1964

15. Jahrgang

Viertes Heft — Oktober / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 3.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: *Novemberlicht am Albrand*
Aufnahme Imanuel Bauder

INHALT

Eine Hochzeit auf der Alb Von Max Kibler	185
Zwischenspiel im Frankenland Von Otto Feucht	188
Elefantenzahn und Walwirbel im Alpirsbacher Paradies Von Adolf Rieth	202
Landschaftsschutz: „weltfremd und töricht“? Von Peter Haag	204
An der Alb vorbei Gedicht von Georg Schwarz	208
Entscheidung über letzte Werte an Hoch- rhein und Bodensee Von Wilhelm Kohlhaas	209
Der Altmeister der Ulmer Maler Von Herbert Karl Kraft	217
Cäsar Flaischlen – ein Gespräch Von Walter Hagen	218
Sara Gayer – die Somnambule von Groß- glattbach Von Heino Gebrts	220
Ephoren waren auch mal Repetenten Von Wynfrid Stiefel	224
Die Filder – die Felder Von Helmut Dölker	226
Tagungen des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung Von Max Lohß	228
Buchbesprechungen	231
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	236

Beilagenhinweis:

Dieser Ausgabe liegt ein Weihnachtsprospekt der Firma P. u. B. Abele, Inh. Oskar Klopfer, Stuttgart, außerdem ein Kunstbuchprospekt des W. Kohlhammer Verlages, Stuttgart, bei. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Eine Hochzeit auf der Alb

Von Max Kibler

Um Sommerjohanne war nach altem Brauch an einem Donnerstag die Hochzeit. Der Vater Dußler ließ sich nicht lumpen. Diese Schwiegertochter war eine richtige Hochzeit wert. Das halbe Dorf war eingeladen. In aller Morgenfrühe fuhr der Brautwagen los. Zwar war der Burrenhof ganz eingerichtet. Aber wenigstens das Schlafzimmer wurde nach der Sitte morgens auf den Hof gefahren. Als Kutscher fuhr ein Hülbenerschäfer im blauen Hemd mit fliegenden Bändern am Hut und mit einer knallenden, geschmückten Peitsche. Um die Bettpfosten wänden sich grüne Girlanden mit roten Bändern. Auf zwei Leiterwagen war alles verladen, und es war nichts vergessen worden, auch nicht das Spinnrad und auch nicht die Wiege. Auf dem ersten Wagen thronten Braut und Bräutigam. Dort, wo die Straße sich teilt am Burrenhof, johlte und schrie eine Schar Kinder, die mit farbigen Bändern den Weg versperrte. Ein kleiner, resoluter Knirps, ebenfalls im Blauhemd, stellte sich breitbeinig vor den Wagen und schrie:

„Herr Doktor, löst Euch aus,
sonst kommt Ihr nicht ins Haus.
Ihr werdet doch die Braut net kränke
und uns auch was zur Hochzeit schenke.
Mir wünschet Glück und Sonn und Rega
und in der Wieg'n Kindersega.“

Jakob strahlte über das ganze Gesicht wie ein Hochzeiter und antwortete in Reimen:

„Ich dank' Euch recht, ich und mein Schatz.
Jetzt aber macht dem Wage Platz.
Die Kuche sind im Säckle
und jedes krieget a Päckle.“

Nun sangen die Kinder den alten Spielvers:

„Machet auf das Tor, machet auf das Tor!
Es kommt ein gold'ner Wagen.
Wer sitzt darin, wer sitzt darin?
Ein Mann mit gold'nen Haaren.
Was will er denn, was will er denn?
Er will die Senta haben.“

Singend gaben die Kinder den Weg frei und stürzten sich dann auf Kuchen und Geschenke, die die Hochzeiter austeilten. Gleich war eine vergnügliche Balgerei im Gange.

Senta stieg vorsichtig ab, um nicht den Schleier zu zerreißen, was ein gar zu schlechtes Vorzeichen gewesen wäre. Sie nahm einen Pack Leinwand auf den Arm und trug ihn vorsichtig, ungestreift, wie es die Sitte vorschreibt, ins Haus. Dann regten sich viele hilfreiche Hände, so daß schon nach einer halben Stunde das ganze Zimmer eingeräumt und mit Blumen geschmückt war. Auf den zweiten Wagen stiegen nun die Musikanten, die sich in der Zwischenzeit eingefunden hatten. Es waren lauter Schäfer im Blauhemd und schwarzen Hut mit Flöte, Klarinette, Fagott und Trompete. Was an Kindern noch Platz fand, stieg dazu. Der Musikantenwagen fuhr voraus und der mit dem Brautpaar hinterdrein. Als die Pferde über die Ortsgrenze trabten, krachten die Böllerschüsse, und die Kirchenglocken fingen an zu läuten. Die Pferde erschranken und machten einen gewaltigen Satz, so daß die Kinder vor Angst und Vergnügen schrieken.

Zur Trauung ging alles in langem Zuge – zu Fuß. Der Herr Pfarrverweser Brändle von Beuren hielt

vor der gestopft vollen Kirche die Predigt. Die kam von Herzen, und so wird sie wohl zu Herzen gegangen sein, auch wenn die Brautleute manchmal mit ihren Gedanken anderswo waren.

Der Kirchenchor sang, die Orgel dröhnte, beim Vater-unser läuteten die Glocken, und dann standen die Brautleute wieder in der hellen Sonne vor der Kirche und nahmen die Glückwünsche der ganzen Gevatterschaft und Freundschaft entgegen.

Die Hochzeit war im Lamm ausgerichtet. Obenan saßen Braut und Bräutigam, neben ihnen die Hülenbäuerin, die die Brautmutter vertrat, und der alte Immanuel Dußler im langen, schwarzen Gottestischrock. Es gab das für einen solchen Tag herkömmliche Essen: Flädlesuppe, Rindfleisch mit Beilagen, Braten, Spätzle und Salat und dann Kuchen aller Art, die auf langen Tischen bereitstanden. Der Wirt schenkte einen Neuffener Täleswein von einem guten Jahrgang aus. Ehe der Kaffee aufgetragen wurde, spielten die Musikanten einen alten Schäfertanz, während zwei Schäferinnen auftraten und ein selbstgewobenes Wolltuch überbrachten:

„Die Wolle ist von unsern Schafen.
Wir haben gesponnen, wann andere schlafen.
Wir haben das Tuch auch selber gewoben,
nun müßt Ihr uns und die Schafe loben.“

Die vorstehende Beschreibung ist mit freundlicher Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart dem Buch von Max Kibler „Ist das richtig, Herr Doktor?“ entnommen. Der Abdruck soll ein Gruß an den Dichterarzt zu seinem 65. Geburtstag sein, den er am 28. Januar 1965 feiern darf. Es ist hier nicht der Ort, von Dr. Kiblers verantwortungsvoller Tätigkeit als Chefarzt des Heilbronner Krankenhauses und seinem vielfältigen und segensreichen ärztlichen Wirken zu berichten, wohl aber sei auf sein literarisches Schaffen hingewiesen, das im schwäbischen Schrifttum unserer Tage einen besonderen und eigenständigen Platz einnimmt.

Von Max Kibler sind im Verlag Adolf Bonz u. Co. vier Bücher erschienen, die alle ein gemeinsames Merkmal haben: sie sind heiter und besinnlich zugleich. Sie erzählen schlicht und einfach von Menschen mit ihren Freuden und ihren Sorgen und heben das Alltägliche in dichterischer Verklärung hinauf in das Allgemeingültige. „Ist das richtig, Herr Doktor?“ (DM 8.80) singt das Hohelied der diakonischen Arbeit, deren strenge Ordnung ein junger Arzt als „Weltkind“ ganz ungewollt etwas durcheinanderbringt, aber die Konflikte lösen sich und die Liebenden finden zueinander. Seine Erzählung

Der Bräutigam erhob sich:

„Wir danken den Webern, wir danken den
Spinnern,
Das Tuch soll uns immer an Euch erinnern.“

Dann kamen zwei Weber:

„Wir sind Weber und wir meinen,
Wolle ist kratzig und grob,
drum bringen wir Euch Leinen
und hoffen auch auf Lob.“

Jakob antwortete sofort:

„Den Leinewebern sagen wir Dank,
wir loben das Linnen frei und frank.
Wenn eine Braut kein Leinen hätt',
ging niemand gern mit ihr zu Bett!“

Der ganze Saal jubelte über das fröhliche Spiel mit Versen und Reimen, das so ganz nach des Bräutigams Herzen war. Es traten noch Schäfer auf mit Lämmern, Bäcker mit Kuchen, Metzger mit Würsten und Küfer mit einem Fäßchen. Jeder hatte seinen Vers.

Gegen Abend gingen Jakob und Senta weg, als der ganze Raum voll Trubel, Singen und Tanzen war. Die Musikanten spielten gerade auf. Kaum einer der Gäste merkte, daß das Brautpaar den Saal verließ.

„Johann Jacob Meunier“ (DM 8.80) nennt der Dichter selbst „die Geschichte eines unbedeutenden Lebens“. Es wird in der Tat nichts Aufregendes und Spannendes im Sinne des Sensationellen erzählt, wohl aber die Lebensgeschichte eines Menschen, von dem ein stilles Licht ausgeht und der als heimlicher Philosoph weise und hintergründig die Tiefen des Lebens auslotet. In dem Roman „Die Madame und ihre Kinder“ (DM 13.80) wird mancher Leser und manche Leserin sich selber wiederfinden. Es geht um das spannungsreiche Verhältnis von alt und jung, Eltern und Kindern – ein Problem, das jede Generation neu durchleben und durchdenken muß, zu seiner Bewältigung hat der lebenskluge Verfasser mancherlei Wesentliches zu sagen. – Der heitere Roman „Mein Freund – der Teufel“ (DM 8.80) schildert den Lebensgang des Gemmrigheimer Pfarrersohnes Karl Alexander Teufel, der als Tübinger Student ausreißt, Freiheitskämpfer für die Griechen, bayerischer Offizier und schließlich Geliebter der Lola Montez wird. Berühmte Männer wie Kerner, Uhland, Schwab sind in die Geschichte verwoben, die man als schwäbische Eulenspiegelei bezeichnen könnte.

Wir wünschen dem Dichterarzt weiterhin frohe Schaffenskraft in der Hoffnung, daß er seiner Lesergemeinde noch manche literarische Kostbarkeit schenken wird.



Eingang zur Falkensteiner Höhle

Aufnahme Imanuel Bauder



Der Eingang zum Schwarzwald (Forchen). Althengstett-Hirsau (1913)

Zwischenspiel im Frankenland

von Otto Feucht

Mit Aufnahmen des Verfassers

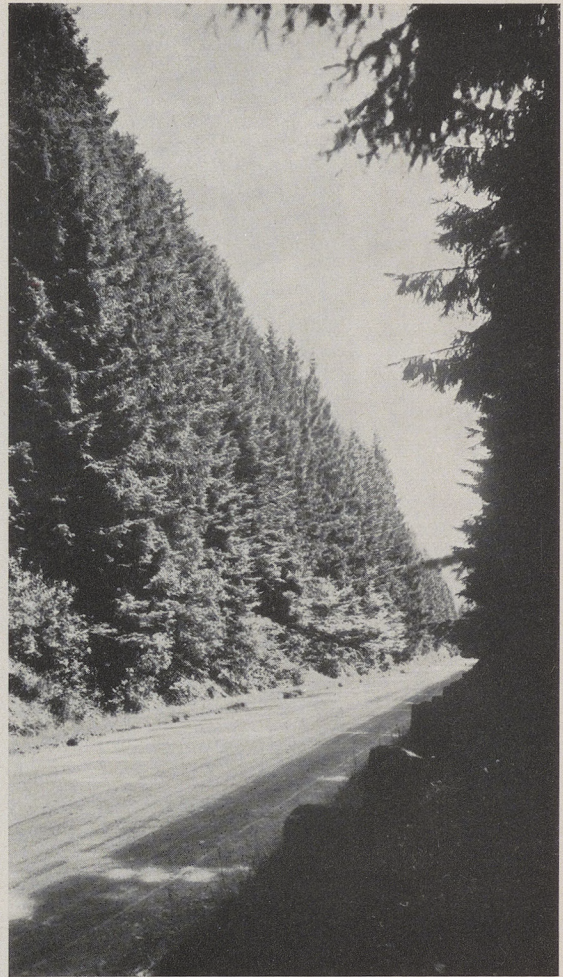
Von Hirsau im Schwarzwald über Crailsheim in den Schwarzwald zurück, nach Teinach¹, das mag wohl ein Zwischenspiel genannt werden, unterbrochen freilich durch die Kriegsjahre 1914–18, im Feld und in der Heimat. Doch von diesen Zwischenjahren soll hier nicht weiter die Rede sein, sie sollen hier, um es zeitgemäß zu sagen, „ausgeklammert“ bleiben.

Das Buch „Württembergs Pflanzenwelt“ war abgeschlossen². Und abgeschlossen war zu gleicher Zeit meine stellvertretende Geschäftsführung des Landesausschusses für Natur- und Heimatschutz³. So kam ich endlich im August 1912 in den Außendienst, als Assessor zum Forstamt Hirsau. Das war ein sehr erfreulicher Wechsel, vom Innendienst in Stuttgart

hinaus in diese schöne und zugleich fachlich so beachtenswerte Gegend. Auch die Wohnungsfrage fand eine glückliche Lösung, obwohl die Wohnung des Vorgängers nicht mehr zur Verfügung stand. Dafür fand sich ein soeben erst fertiggestellter kleiner Neubau mit zwei Dreizimmerwohnungen, zusammen erheblich billiger als die Miete in Stuttgart, in ruhiger Lage der Pletschenau am Fuß des Ottenbronner Bergs mit weitem Blick über das Nagoldtal hinweg zum Kloster, zum Schweinbachtal und zum Wald, dabei ein kleines Gärtchen, und, nicht zu vergessen, Raum genug für meine Sammlungsschränke.

Der Amtsvorstand Harsch hatte vor kurzem promoviert mit einer Arbeit über die Schwarzwaldforche⁴, er hatte dazu auch meine Arbeit zur Vegetationsgeschichte des nördlichen Schwarzwalds⁵ auswerten können und so ergab sich von Anfang an ein gewisses gegenseitiges Verstehen.

Im Walde ging es in erster Linie um die Pflege und Erhaltung der heimischen hochwertigen Höhenforche, von der Ernte ausgesuchter Zapfen und deren Ausklengen auf einfachen Darr-Rahmen, vom Aufbewahren der Samen und deren Aussaat in der Saatschule bis zum Schutz der jungen Pflänzlinge vor allem gegen das Auerwild, das die Knospen so gerne äste und durch keinerlei Umzäunung abgehalten werden konnte. Es ging weiter um deren Auspflanzen und darum, den armen Klebsandboden, der damals noch als „Entartung“, vielleicht zum Teil durch menschliches Verschulden, angesehen wurde, durch Kalkbeigaben ins Pflanzloch zu verbessern, wobei gerade Harsch mit seinen Versuchen vorangegangen war. Es ging weiterhin um die natürliche Verjüngung der Tannen-Buchen-Mischbestände – es gab ja noch viele Buchen –, die aus dem bisherigen Femelschlagverfahren auf das von Christoph Wagner erdachte Blendersaumschlagverfahren umgestellt werden und in Wettbewerb treten sollten mit dem Schirmkeilschlagverfahren, dessen erste Erfolge J. Eberhard im benachbarten Forstbezirk Langenbrand aufweisen konnte. Auch der alte Schirmschlag war noch im Gang (Calw) und in Fichtenwaldungen der Kahlschlag mit Kunstverjüngung (Simmozheim). Auch Anklänge des Femelbetriebs fanden sich in Bauernwäldern, so daß eine reiche Auswahl zur Verfügung stand, um zu schauen, zu vergleichen und zu lernen, zumal noch die Pflegehiebe (Läuterung, Durchforstung) in ihren verschiedenen Abstufungen hinzukamen. Kein Wunder, daß es an Besuchen von Fachgenossen nicht fehlte, die Abwechslung und Anregung brachten. Überdies war dem Forstamt ein junger Holländer, ein Javaner, zur Ausbildung zugeteilt. Von außer-



Fichten an der „Alten Badstraße“ Hirsau-Wildbad (1913)

ordentlichen Ereignissen ist des starken Schneedrucks in Forchengestängen zu gedenken, im Frühjahr 1913, als schon die Obstbäume in Blüte standen. Ihm mußte so gut als möglich, durch Abschütteln der Jungbestände begegnet werden.

Doch damit genug an forstlichen Ausdrücken und Namen, die dem Nichteingeweihten kaum etwas sagen können! Aber vielleicht legen sie ihm in ihrer Vielfältigkeit doch die Erkenntnis nahe, daß es in unserem, nach Boden und Klima, nach allen natürlichen Gegebenheiten ganz und gar nicht einheitlichen Lande unmöglich nur ein einziges Verfahren der Waldbehandlung geben kann, das überall unfehlbar zu passen hätte, daß es vielmehr ganz darauf ankommt, das jeweils im Einzelfall Zweckmäßigste herauszufinden und sachgemäß durchzuführen.



Im Schweinbachtal (1913)

Im nahen Calw saß als Vertreter des Landesausschusses für Natur- und Heimatschutz und zugleich auch des Bundes für Heimatschutz der Rechtsanwalt Ernst Rheinwald. Mit ihm nahm ich sofort Fühlung, die bald zur Freundschaft führte, und er war nicht der einzige, so daß auch in dieser Hinsicht der Aufenthalt recht erfreulich sich gestaltete. Die erste gemeinsame Aufgabe war die Frage der dringend nötigen Erbreiterung der Nagoldbrücke in Hirsau, wobei sich die Notwendigkeit ergab, von den beiden reizvollen Brückenhäusern am linken Ufer das kleinere abzubrechen, damit das größere, die alte Ölmühle, erhalten werden konnte. Zu dieser Tagfahrt

kamen die Vertreter des Landesausschusses von Stuttgart, die ich ja von dort her kannte.

Erstaunlich und befremdend war es, daß in Hirsau keinerlei gute Ansichtspostkarten aufzutreiben waren, obwohl doch Ort und Gegend geradezu zu solchen drängten. So machte ich mich alsbald daran, Abhilfe zu schaffen. Die „Stiftung Heimatschutz“ in Meiningen, von Schultze-Naumburg begründet, brachte zwölf meiner Aufnahmen, mit Begleitwort in Umschlag, heraus, die zusammen um 50 Pfennig verkauft wurden. Sie fanden so starken Anklang, daß sofort eine zweite Auflage nötig wurde, und eine ebensolche Reihe von Calw folgen konnte. Nun frei-



Felsmeer bei Ebersbühl-Hirsau (1911)

lich erwachte ein ansässiger Fotograf und fertigte eigene Karten, anfangs nach meinen Motiven und nur zögernd nach neuen suchend. So war der Zweck der Stiftung erreicht, die jämmerlichen bisherigen Bildkarten durch gute neue zu verdrängen.

Besondere Sorgenkinder des Naturschutzes waren das viel besuchte, reizvolle Schweinbachtal bis hinauf zum Felsmeer bei Ebersbühl, auch das Kollbachtal und der Waldhang zwischen beiden mit der Brudershöhle, dazu die Waldränder am Wiesenweg nach Calw. Vor allem aber das alte Waldmoor der Bruckmiss⁶ im Staatswald Weckenhardt mit seinen aufrechten Bergforchen, die hier „Kuder“ genannt wurden, nicht weit davon auch die Großen Tannen beim Föhrbrunnen. Und im Klosterbezirk selbst die allbekannte große Ulme mit ihren Artgenossen und die erstaunlich starke Eiche von 1817. Damals, 1912, ist auch der erste Versuch angelaufen, die immer mehr bedrängte Stechpalme gegen die wachsende Ausraubung zu schützen.

Das rege kulturelle Leben in Calw zeugte von alter

guter Tradition. Konzerte und Vorträge, zumeist im „Georginaeum“, brachten reiche Anregung, dazu kam die Pflege guter Kirchen- und Hausmusik, deren treibende Kraft der unermüdliche Ernst Rheinwald war. Gute Tradition war freilich nicht überall bewahrt. Welcher Gegensatz zwischen den schauerhaften, schloßartigen „Villen“ der letztvergangenen Zeit und den ehrwürdigen gediegenen Patrizierhäusern, besonders „am Bischoff“! Stand doch in deren einem unten im Flur noch eine richtige Sänfte, die ihrem Zweck längst entfremdet war! Ein anderes altes Haus barg erstaunliche Schätze natur- und volkskundlicher Art, die jedem Museum zur Ehre gereicht hätte, Sammlungen von Vorfahren, ebenso Bücher, Bilder und Aufzeichnungen, in die Einblick nehmen zu dürfen, wir als besondere Auszeichnung seitens des menschen scheuen Hüters ansehen konnten. – Ein dankbares Gedenken verdient auch Frau A. St., die in Hirsau eine Koch- und Haushaltungsschule leitete und für ihre Zöglinge Gesellschafts- abende, vor allem musikalischer Art, in einfacher



Forchen im Weckenhardt: Waldforchen rechts, Bergforchen („Kuder“) links (1917)

gediegener Form veranstaltete, zu denen sie jüngere Calwer heranzog, denen auch wir uns anschließen durften.

Von geselligen Veranstaltungen sei eine von besonderer Eigenart herausgehoben, der „Kuchenbacksamstag“ in Zavelstein, am Vorabend der „Kirwe“. Ein großer Raum im „Lamm“, darin auf allerhand Gestellen in unvorstellbarer Menge Kuchen und Plätze aller landesüblichen Arten gebrauchsfertig aufgeteilt, so daß man nur einen Teller zu nehmen brauchte, um aufzuhäufen, was für den ersten Be-

darf erforderlich schien. Dann ging es in den Saal, mit einem Umweg durch die Küche, um den Zwiebelkuchen aufzuwärmen, und der Verzehr konnte beginnen, allerhand Getränk stand ja für etliche Stunden der „Museums-gesellschaft“ reichlich zur Verfügung.

Doch den stärksten und nachhaltigsten Eindruck hinterließ die Hundertjahrfeier zum Gedenken der Leipziger Völkerschlacht von 1813 mit ihrer eindringlichen Bildfolge. Wer konnte damals, im Oktober 1913 ahnen, was uns allen die nahe Zu-



Anstieg zur Bruderhöhle bei Hirsau (1913)

kunft bringen sollte! Oder war es, im Rückblick gesehen, gerade ein unbewußtes Ahnen der kommenden Möglichkeiten, das uns gerade diese Feier so stark in der Erinnerung haften ließ?

Aber unsere Hirsauer Zeit ging allzu schnell zu Ende. Zum Forstamtmann beim Forstamt Roßfeld in Crailsheim ernannt, hatte ich am 10. 11. 1913 dort zu beginnen, während Frau und Kind noch zurückbleiben mußten, bis die Wohnung des Amtsvorgängers – eine andere fand sich nicht – geräumt und instand gesetzt war. So ergab es sich, daß ich das Wirtshausleben wieder kennen lernte und dadurch gleich eine fränkische Besonderheit, die mir neu war, das Gansviertelessen. Der Reihe nach boten alle Wirtshäuser diesen abendlichen Genuß, wobei man zum Gänsebraten ohne weiteres ein Stück Pergamentpapier erhielt, zum Einwickeln des Restes, und das um erstaunlich billiges Geld, gemessen an den Lebensmittelpreisen im Schwarzwald. Butter und Eier zum Beispiel kosteten etwa die Hälfte des Hirsauer Preises. Das kam erst recht zur Geltung,

als wir die eigene Wohnung anfangs Januar 1914 bezogen hatten. Vier Zimmer an der Hauptstraße zwischen Stadt und Bahnhof, ziemlich eng, so daß ein Teil der Bücher und Sammlungen im Forstamt untergebracht werden mußte, das sich im Schloß befand, zusammen mit der ziemlich düsteren Dienstwohnung des Amtsvorstands Diebold. Auf dem hohen Dach des Schlosses saß ein Storchennest, das noch jedes Jahr bezogen wurde.

Was wußten wir viel von Crailsheim, wenn es auch ab und zu gestreift worden war? Als Eisenbahnknotenpunkt und als Mittelpunkt des Schweinemarkts war es ja weithin bekannt. Aber das konnte, das durfte doch nicht alles sein! Die Schwalbennester in der Schalterhalle des Bahnhofs schienen ein gutes Zeichen, und als im Sommer die Vögel aus und ein flogen durch die stets offenen Türfenster, da war das richtig sehenswert und erfreulich. Was zunächst uns auffallen mußte außer dem schon genannten Preisunterschied (der übrigens sofort nach dem Kriege völlig verschwand), das waren die Auswir-



Weißtannen im Vogelsberg,
Blick ins Bühlertal (1914)

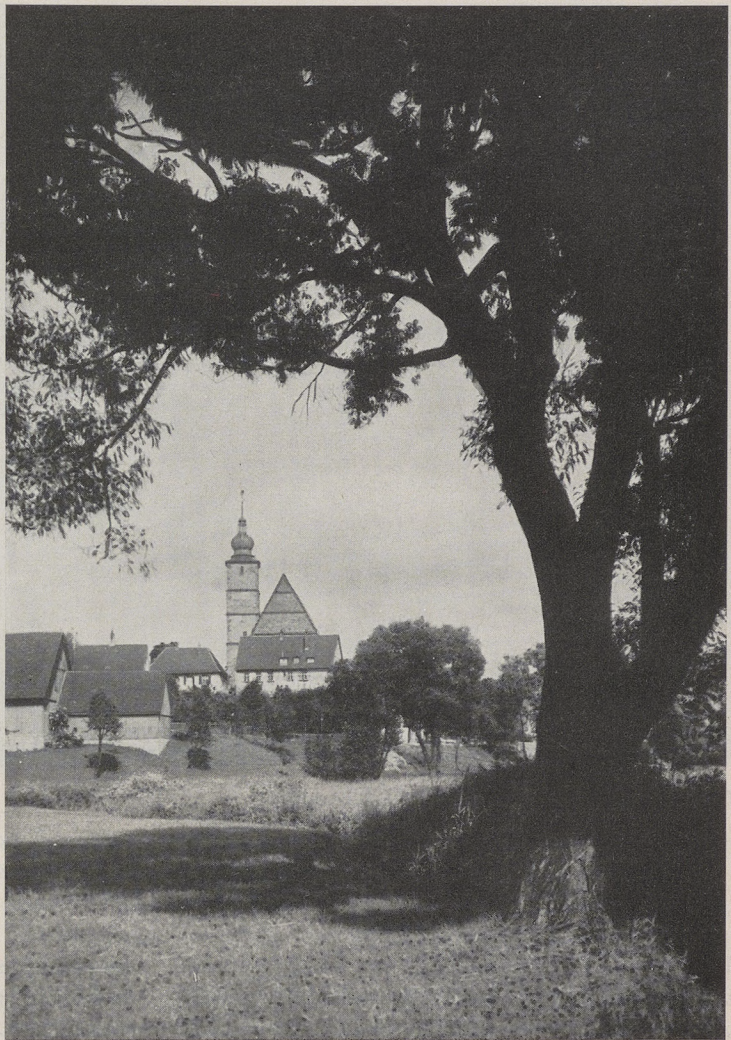
kungen der Lage und des Untergrunds. Dort, im Schwarzwald, die sauberen bald wieder trocknenden Buntsandsteinwege, und jetzt in weiter Ebene Kalk und Gips! Bei nassem Wetter ein unsagbarer Schmutz, eine Schlammschicht, die zäh an Schuhen und Kleidern haften blieb, so daß zeitweilig eine eigene junge Hilfskraft bestellt werden mußte zum täglichen Waschen vor allem des Schuhwerks und der Ledergamaschen; selbst die Hauptstraßen hatten noch keine durchgehende feste Decke.

Mit dem Wasser hatten wir keine Not, denn zur Stadt selbst kam es aus weiter Entfernung, aber in den Außenorten, wie im nahen Roßfeld, konnte man

zum Kochen, auch zu Kaffee oder Tee, nur Regenwasser gebrauchen, das gesammelt werden mußte. Elektrischen Anschluß gab es noch nicht, das Gaswerk war überlastet und versagte – nach dem Krieg – zeitweise, so daß man sich mit Azethylen behelfen mußte. – Aber es gab auch eine Überraschung anderer Art, nämlich sehr gute Bildpostkarten, mit deren Urheber, dem Fotografen Schlossar, ich alsbald Fühlung nahm, so daß also hier kein Eingreifen nötig wurde. Und an Motiven fehlte es durchaus nicht, man mußte sie nur sehen können.

Der Unterschied im Volkscharakter, in der Denkart und Sprechweise zwischen Schwaben und Franken

Crailsheim,
Blick zur Stadtkirche (1914)



ist so oft dargelegt worden, vor allem durch August Lämmle, daß hier nichts darüber gesagt zu werden braucht. Den Unterschied im Verhalten der Waldarbeiter konnte ich alsbald feststellen. Während der Schwarzwälder etwa einer neuen Vorschrift gegenüber sich mehr oder weniger ablehnend zeigte, aber dann doch nach einigem Hin und Her die Neuerung zuverlässig durchführte, war es hier bei den allem Neuen aufgeschlossenen Franken genau umgekehrt; bereitwilliges Eingehen auf die Neuerungen und Zusage der Erfüllung; allein die Ausführung ließ erheblich auf sich warten, sie bedurfte mehrfacher Mahnung. So wenigstens empfand ich es damals, heute mag es vielleicht anders sein? Im übrigen hatte ja auch die Mundart in der Umgebung Hirsaus deutliche Anklänge an das Fränkische erkennen

lassen. Das wurde uns später in Teinach erst recht klar, als wir den Unterschied zwischen Zavelstein auf der linken und Liebelsberg auf der rechten Seite des Teinachtals näher kennen lernten, das ja als Teilstrecke der einstigen politischen Stammesgrenze gilt.

Der Wald des Forstbezirks Roßfeld lag weitab von der Stadt, der Amtmannsbezirk konnte nur mit der Bahn, von Maulach oder Großaltdorf aus, erreicht werden, oder mit Einspänner über Gründelhardt bis Hinteruhlberg. Der gesamte Bezirk reichte weithin bis zum Bühlertal (Neuberg und Obersontheim) auf der einen⁷, bis Kirchberg und Morstein auf der anderen Seite, abwärts der Jagst.

Ein wichtiger Gegensatz zum Schwarzwald war zunächst die Erziehung und Verwertung der Eichen,



Crailsheim, Lindenallee zum Sauerbrunnen (1914)

besonders schön bei Ilshofen, wo die Bodendecke von der Schuppenwurz (*Lathraea*) beherrscht wurde. Aber es fehlte auch nicht an Naturverjüngung in Tannen-Buchen-Mischbeständen, die keineswegs hinter Hirsau zurückzustehen brauchten, und es gab ertragsarme Laubholzteile, deren Umwandlung in Nadelholz, in Fichte, ratsam schien. War ja damals, wie heute noch, die Fichte bei uns auf angemessenem Standort der Brotbaum des Waldes, der in allen Lebensaltern und Abmessungen als Nutzholz verwertbar ist, auf den nicht überall verzichtet werden kann, wenn der Wald Ertrag abwerfen soll. Die andere Besonderheit lag in der großen Zahl kleiner und kleinster Waldeinheiten der vielen Gemeinden, Teilgemeinden und Stiftungen, und noch mehr in der riesigen Menge der Privatwaldparzellen, die vielfach kaum als Wald gelten konnten, aber gleichwohl als solcher behandelt und überwacht werden mußten.

Daß ich überall Umschau hielt, wo etwa ein alter Baumriese, ein Gewässer, ein Stück Heide oder anderes zur Sicherung als Naturdenkmal vorzu-

schlagen wäre, das verstand sich von selbst. Vorgearbeitet war in dieser Richtung noch wenig, denn weder der Landesausschuß (vgl. oben), noch der Bund für Heimatschutz hatten einen aktiven Vertreter im Oberamtsbezirk. Hier im Lande der Eichen stand noch mancher mächtige Baum, wie etwa die große Eiche beim Schimmelhof, die beim Wirtshaus in Mainkling oder die Markgrafen- und die Königseiche im Burgbergwald. Von alten Linden war vor allem die Allee an der Straße nach Hall, zum Gasthaus zum „König von Preußen“ zu nennen, der durch seinen Sauerbrunnen bekannt war. Im Bühlertal war die Dorflinde in Obersontheim in fränkischer Art mit Laubendach aus den untersten Ästen erzogen und die Tannenburg zeigte sich hoch überwölbt von der Krone der im Innenhof stehenden alten Linde. Jagstabwärts war die Lindenreihe vor Kirchberg des Schutzes wert und dazu noch die 1648 zum Friedensschluß gepflanzte Linde beim Schloß Morstein, dessen altberühmte und immer wieder bedrohte Reiherhalde⁸ ich schon etliche Jahre früher eben ihres Schutzes wegen besucht hatte, als Gast des Schloß-



Die Tannenburg im Bühlertal (1919)

herrn, dessen herrliche Sammlung von Schmetterlingen, wohlgeschützt in den Wänden des Turmzimmers, mir noch in der Erinnerung leuchtet. Noch konnten die Reiher ungestört und unvertrieben durch den später einsetzenden Massenbesuch, wenn sie regelmäßig Ende Februar eintrafen (nur wenige bleiben den Winter über), ihre 30 bis 40 Horste in Ordnung bringen bis die Brut begann. Noch konnte man an dem lärmvollen Leben sich erfreuen, wenn sie den Jungen Nahrung zutrug, aber unter die „weißgekalkten“ Horste zu treten, war gar nicht ratsam, obwohl gerade dort die größten und schönsten Maiblumen wuchsen, die wir je gesehen hatten.

Doch zurück zu den Bäumen, zum Nadelholz! Es gab auch hier große Tannen, im Altdorfer Wald, die schon geschützt waren, dazu ebendort eine junge Schlangenfichte⁹, und es gab eine mächtige alte Forche dicht bei Gründelhardt.

Dort in der Nähe, in der Mulde der Speltach, lag der „Gründische Brunnen“, ein Quelltopf im Muschelkalk, dessen Wasser so tiefblau, so überraschend leuchtend glänzte (und hoffentlich noch glänzt!), wie der Blautopf bei Blaubeuren. Und ähnlich geheimnisvoll, aber doch wieder in anderer Art, zeigte sich im Staatswald Reusenberg die „Schwarze Lache“, die größte von einer ganzen Anzahl von

Gipsdolinen, die mehr oder weniger offenes Wasser zeigten oder aber eine Moor- oder Schwingrasendecke trugen. Sogar eine schwimmende Insel gab es, ein Stück, das sich losgerissen hatte und nun im Winde hin und her getrieben wurde. In den Verlandungsbeständen fanden sich allerlei seltene Arten. Der Antrag des Forstamts, das hochinteressante Gebiet möglichst zu erhalten und vor weiterer Entwässerung, wie von Verfichtung des Laubwaldes zu bewahren, fand Zustimmung und heute ist das 61 Hektar umfassende Gebiet unter Nummer 1 in der Liste der Naturschutzgebiete Nordwürttembergs eingetragen. Von sonstigen Pflanzengesellschaften fand sich ein reichlicher Standort des Immenblatts (Melittis), zusammen mit Türkenbund und Süßtragent im Altdorfer Wald, und im Burgbergwald sogar der Frauenschuh. Das schönste war aber wohl das blaue Blütenmeer der sibirischen Schwertlilie im Burgbergwald, das offensichtlich nur wenig bekannt war. Eine unerhörte Pracht in einem lichten Laubholz. Teilweise war sie freilich durch Fichtenpflanzung bedroht, allein diese konnte noch rechtzeitig abgebremst werden. Als viele Jahre später ein kleines Stück durch einen Wegebau vernichtet werden mußte, da schickte mir der Förster die Wurzelstöcke nach Stuttgart, wo ich sie an den altbekannten Stand-



Irisblüte (*Iris sibirica*) im Burgbergwald (1919)

orten im Stadtwald Zuffenhausen und im Stadtwald bei der Solitude aussetzte, die beide schon stark verarmt waren, dazu noch einen Teil im Garten, wo sie sich stark vermehrten.

Und noch ein Unterschied gegenüber Hirsau: Dort war alles darauf angekommen, die Landschaft der näheren Umgebung in ihrer Schönheit und Abgestimmtheit möglichst zu erhalten und alle unangebrachten Eingriffe abzuwehren. Hier aber forderte die nähere Umgebung der Stadt geradezu heraus zu landschaftlicher Gestaltung. So war denn am Rand des Eichwalds, des am nächsten an die Stadt heranrückenden Stadtwalds im Nordosten schon ein Festplatz geschaffen, dessen weitere Ausgestaltung nur eine Frage der Zeit war, und so war ebendort auf einer mageren Erhöhung, dem Krekelberg, von privater Seite (Hofrat Blezinger) eine öffentlich zugängliche Parkanlage im Entstehen, die sogar eine geologische Pyramide enthielt, und so hatte der Verschönerungsverein unter dem verstorbenen Oberförster Paradeis am Jagstufener, von der Brücke aufwärts, eine Allee angelegt, deren einer Teil, aus kanadischen Pappeln, sehr gut gediehen war, der es

aber im ganzen leider nicht geglückt war, die häßlichen Bauten auf der einen Seite und das Gaswerk auf der anderen mit der Landschaft zusammenzuschweißen. Sogar im Walde hatte P. sich betätigt, durch sehr geschicktes Pflanzen von Birken an den Biegungen der Sträßchen, deren helle Stämme sich als Wegzeichen in der Dämmerung bewährten, oder durch kürzere streng beschnittene Hecken aus Weißdorn, entlang der Waldwiesen, wobei man sich allerdings fragen mochte, ob es richtig sei, derartige Gedanken der Parkgestaltung in den Wald zu übertragen.

Nicht vergessen seien die absonderlichen kegligen Gebilde auf freier Heide oder unter dem Schutz von Bäumen, die den Gedanken an Karl May wachriefen, an Indianerwigwams. Aber sie waren lediglich die Bedachung tief im Boden versenkter Eiskeller.

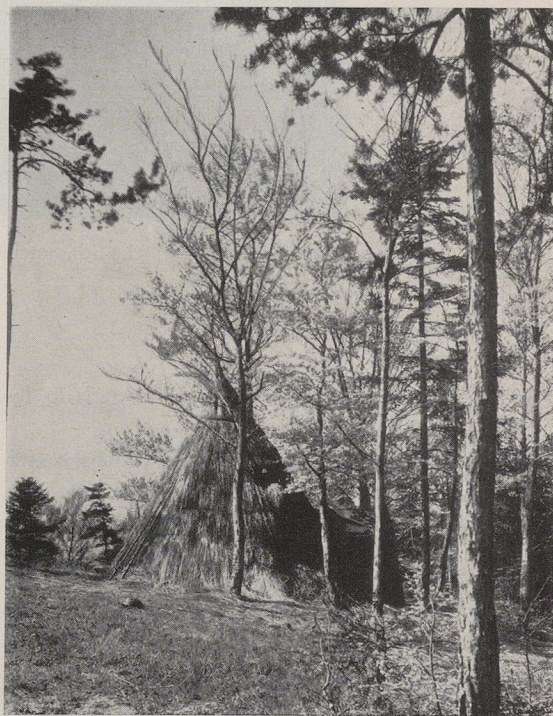
Als wir im Dezember 1918 wieder in unsere Wohnung zurückkehrten, da waren wir glücklich, sie zwar vorübergehend von Einquartierung belegt, aber doch völlig in Stand zu finden, dazu den gesamten Kohlenvorrat, den wir 1914 eingelegt hatten, noch unberührt im Keller! Manche Umstellung war nötig infolge der



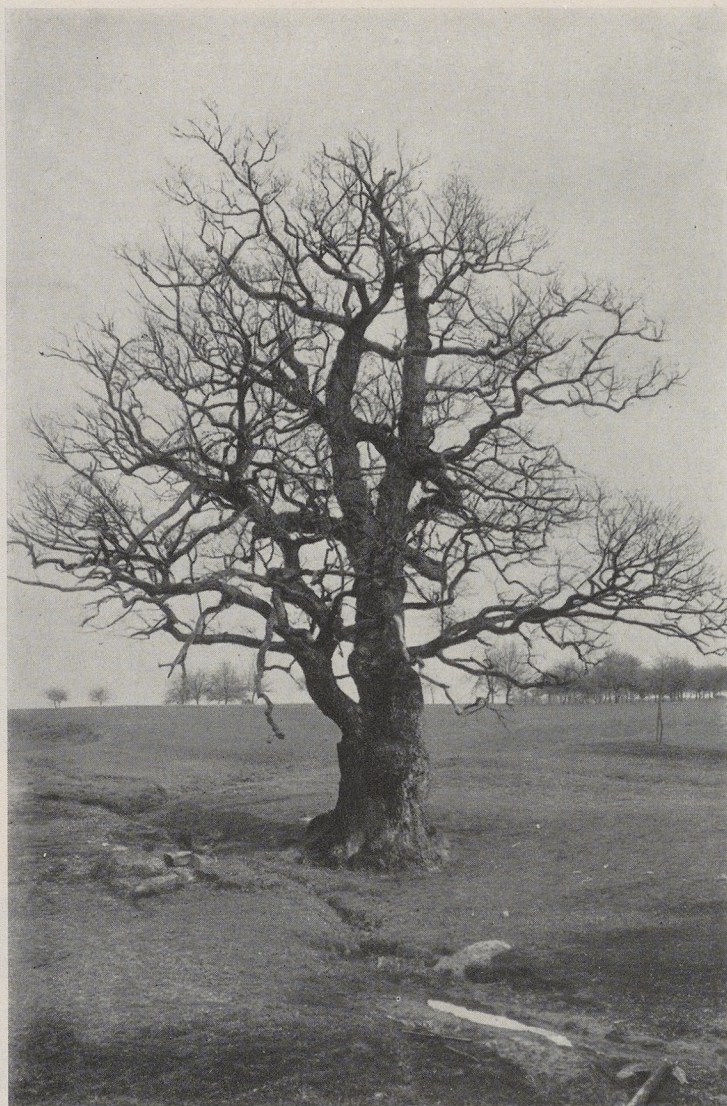
Eiskeller auf der Maulacher Heide (1914)

allgemeinen Lage und deren Auswirkungen, manche Änderung hatten Krieg und Kriegsausgang gebracht, wie überall, und wir wußten, daß unsere Zeit in Crailsheim bald zu Ende gehen werde. So suchten wir im Vorsommer 1919 noch die fernere Umgebung kennen zu lernen in dem Lande, das wir nicht so leicht wieder sehen könnten.

Zu dem uns schon bekannten Langenburg samt Umgebung und Kirchberg, wo ein alter Hafnermeister wunderbar einfache Tierfiguren zu formen verstand, kamen die Bergkirche Lautenbach und die Herrgottskapelle, kamen Weikersheim (festlicher Willkomm im menschenleeren Vorhof durch den Pfauhahn auf dem Brunnenrand!) und Mergentheim, dazu noch Dinkelsbühl und Wildenstein mit dem großen Dürflitzenlaubgang im Schloßgarten. So lernten wir die weitere Umgebung, vor allem das Jagsttal sehr schätzen und hätten besonders auch Rothenburg gerne noch gründlicher angesehen. Auch hatten wir neue Freunde gefunden und einen Blumengarten pachten können, nahe der Wohnung, dessen Zugang im Juni von einer Unmenge von Leuchtkäfern feenhaft beleuchtet wurde. Aber all dem, auch der Trennung von dem zum Freunde gewordenen Chef



Eiskeller bei Hinteruhrlberg (1914)



Eiche an der Quelle beim Schimmelhof (1911)

Diebold, stand das eigene Forstamt in Teinach, in der Nähe des vertrauten Calw gegenüber.

Im August 1919 verließen wir die Stadt, die wir seither nicht wieder gesehen haben. Sie ist in den Kämpfen des Frühjahrs 1945 gründlich zerstört worden. – Unter den Erinnerungen in meinem Schreibtisch liegt noch die Denkmünze mit der Inschrift „Die dankbare Stadt Crailsheim ihren Kriegern zur Heimkehr. Dezember 1918“. Sie zeigt den bekannten sagenhaften Vorgang der Stadtgeschichte vom Ende der Belagerung 1380. Glückliche, gute alte Zeit, da der symbolische Abwehrzauber der viel

genannte, aber keineswegs nur auf Schwaben beschränkte Gruß, noch ausreichte, um den Gegner zum Abzug zu bewegen!

Anmerkungen

¹ O. Feucht, Teinacher Jahre, Schwäb. Heimat 1962, 6. –

² O. Feucht, Mit der Kamera durchs Land vor fünf Jahrzehnten, Schwäb. Heimat 1963, 4. – ³ O. Feucht, Erlebter Naturschutz, Stuttgart 1959. – ⁴ Wilhelm Harsch, Die Kiefer des Württembergischen Schwarzwalds, Tübingen 1912. – Es sei daran erinnert, daß „Kiefer (Kien-



Friedenslinde von 1648 beim Schloß Morstein (1911)

föhre), Föhre, Forche, Forle lediglich örtlich verschiedene Namen für ein und denselben Baum (*Pinus silvestris*) sind. – ⁵ O. Feucht, Zur Vegetationsgeschichte des nördlichen Schwarzwalds, insbesondere des Kniebisgebiets, Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 1907. – ⁶ Heute Naturschutzgebiet Waldmoor-Torfstich mit 11 Hektar. – ⁷ Heute Naturschutzgebiet Reiherhalde Morstein mit 7 Hektar. – ⁸ Seither durch Umorganisation stark geändert. – ⁹ Eine Reihe derartiger Abänderungen (Variationen) von Waldbäumen war auf dem Krekelberg bei der Stadt zusammengepflanzt, ebenso war im Stadtwald dort eine Wuchsabänderung der Eiche („Säuleneiche“) gepflanzt.

Berichtigung

Durch ein bedauerliches Versehen der Schriftleitung ist beim Aufsatz von Oberforstmeister i. R. Dr. h. c. Otto Feucht „Rund um die Solitude“ in Heft 3 unserer Zeitschrift auf S. 150 am Schluß ein wichtiger Satz weggeblieben, der hier nachgetragen wird, um klarzustellen, daß es dem Verfasser um den Schutz des ganzen Waldes um Stuttgart geht:

„Daß dies sinngemäß auch für den Wald um die Außenstadtteile Geltung hat, das scheint leider noch immer nicht im richtigen Umfang erkannt zu sein!“

Elefantenzahn und Walwirbel im Alpirsbacher Paradies

Von Adolf Rieth

In der Vorhalle der Klosterkirche zu Alpirsbach hingen bis vor kurzem unter der alten Holzbalkendecke, die vermutlich den Brand im Jahre 1525 überstanden hat, ein riesiger Wirbel (Abb. 1) und ein Elefantenzahn (Abb. 2), seltsame Zugaben, die nicht ohne weiteres in das Paradies einer Kirche zu passen schienen.

Zahn und Wirbel werden erstmals in der „Zimmer'schen Chronik“¹, erwähnt, also um das Jahr 1568. Hier spricht der Chronist „über die großen und hohen Säulen im Langwerk der Kirche von einem Stück müsse man sich wundern, dergleichen, daß die von zweien Rindern sollen zum Bau geführt worden sein, von denen das groß Ochsenhorn und das Hüftbein vor des Münsters Thür im Vorschopf hangen“. Daraus wird man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit entnehmen dürfen, daß Zahn und Wirbel schon in vorreformatorischer Zeit dort oben hingen und daß sie beim Bildersturm wohl nur deshalb verschont worden sind, weil sie so hoch und schwer erreichbar aufgehängt waren. (Die Aufhängung des Wirbels an dem dünnen Dornfortsatz hat zwar jahrhundertlang gehalten, war aber ausgesprochen fahrlässig.)

Anläßlich der Instandsetzung der Vorhalle im Jahre 1958 mußten beide Stücke abgenommen werden. Wir benützten diese Gelegenheit, um Zahn und Wirbel im Geologischen Institut der Universität Tübingen restaurieren zu lassen. Der stark gekrümmte Stoßzahn hat einen größten Durchmesser von 14 cm und ist mindestens 130 cm lang gewesen. Seine Spitze ist stark ergänzt. Der Zahn ist sicher in der weiteren Umgebung von Alpirsbach gefunden worden. Ob einzeln oder im Zusammenhang mit einem Schädel oder mit einem ganzen Mammutskelett muß offen bleiben. (Der nächste bekannte Mammutfund, ein mächtiger Schädel mit sehr stark gekrümmten Stoßzähnen, der sich im Geologischen Institut der Universität Tübingen befindet, stammt von der Horber Steige, wo er 1928 zutage gekommen ist.)

Welchem Tier aber läßt sich der mächtige Wirbel zuordnen, dessen Körper einen Durchmesser von 32 cm hat, bei einer Gesamthöhe von 75 cm? Nach freundlicher Auskunft von Hauptkonservator Dr. Kleinschmidt vom Staatl. Naturkundemuseum Stuttgart handelt es sich dabei um den 8. Lendenwirbel eines noch jugendlichen Finnwals, der eine Länge von rund 20 m gehabt haben dürfte. Der Finnwal, *Balaenoptera physalus*, ein Bartenwal, ist im nördlichen Eismeer, im Atlantik und in der Antarktis zu Hause (Abb. 3). Er wandert im Herbst südwärts und war schon im Mittelalter das Hauptjagdtier der norwegischen Fänger. Der mächtige Wal erreicht eine Länge von 25 m und wird bis 60 000 kg schwer.

Wie kommt nun ein Wirbel dieses Riesentieres nach



1. Wirbel eines Finnwals aus Alpirsbach

Alpirsbach? Durch einen der Mönche? Durch einen Schwarzwälder, der auf einem Walfänger fuhr und dieses gewichtige „Souvenir“ nach Hause mitbrachte? Wir wissen es nicht genau. Auffallend ist nur, daß eine Wirbelfläche Kerben von kräftigen Beilhieben zeigt, woraus wir schließen dürfen, daß der Wirbel sogar einige Zeit als Spaltblock benutzt worden ist. Dann wurde das „Curiosum“ offenbar der Kirche gestiftet und neben den Elefantenzahn gehängt, um dann in der Phantasie des Volkes zu einem sagenhaften Lebewesen zusammenzuwachsen, d. h. mit den riesigen Ochsen in Verbindung gebracht zu werden, die man angeblich beim Kirchenbau zum Transport der mächtigen Säulentrommeln benutzt hat.

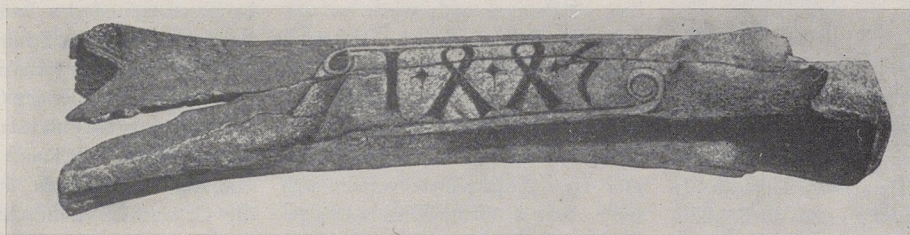
Übrigens weiß man, daß auch in den Vorhallen anderer großer Kirchen da und dort abnorme, seltene „Curiosa“ aufgehängt worden sind. Wir hören von Straußeneiern, die als Greifenei gedeutet wurden, riesigen eisernen Armschienen² und noch im Jahre 1729 sah F. E. Brückmann aus Wolfenbüttel mächtige „Riesengebeine“ an einem Portal der Wiener Stephanskirche, wobei er schon kritisch hinzusetzt, daß diese Knochen fälschlich so bezeichnet würden und sicher zu einem Mammut gehören würden³. Gemeint ist wohl ein romanisches Portal, das nach einem großen, früher hier aufgehängten Knochen so benannte „Riesentor“. Bei diesen Knochen handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den in der Wiener Universität aufbewahrten Oberschenkelknochen eines Mammuts, in den die Zahl 1443 eingeschnitten wurde.



2. Stoßzahn eines Mammuts aus Alpirsbach



3. Ein ausgewachsener Finnwal wird 25 Meter lang



4. Oberschenkelknochen eines Mammuts mit der Jahreszahl 1443, vom Stephansdom in Wien

„1443“, d. h. ein Jahr, bevor der Grund zum zweiten unausgebauten Turm der Stephanskirche gelegt worden ist. Mammutknochen und Zähne wurden im Mittelalter häufig mit riesigen Menschen in Verbindung gebracht und wer weiß, ob es nicht auch in Alpirsbach einst Leute gegeben hat, die Zahn und Wirbel im Paradies nicht nur mit riesigen Ochsen, sondern auch mit Riesen in Menschenform in Verbindung gebracht haben. – Wir haben die Absicht, Zahn und Wirbel zwar nicht mehr in der

Vorhalle aber im ehemaligen Kalefaktorium, im Wärmerraum des Klosters aufzuhängen.

Schrifttum:

¹ Zimmer'sche Chronik I, 108 (für diesen Hinweis bin ich Herrn Dr. Rommel, Freudenstadt, dankbar). – ² „Archiv für christliche Kunst“, 1911, 123 (Reiter). – ³ Ö. Abel, Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglauben, 1923, 41.

Was uns beschäftigt — was uns angeht

Landschaftsschutz: „weltfremd und töricht“?

Die Täler, Hänge, Rücken und Ebenen rund um Hohenstaufen, Stuifen und Rechberg sollen Landschaftsschutzgebiet werden. Die Kuppen der „drei Kaiserberge“ sind es schon. Ein Gebiet von über 100 Quadratkilometern, vom Kalten Feld (Christental, Reiterleskapelle) über Aasrücken und Rehgebirge bis Schloß Ramsberg und Staufenneck, eine der prächtigsten Landschaften unserer engeren Heimat würde damit als besonders schützenswerter Landschaftsraum durch eine Verordnung des Regierungspräsidiums geschützt. Diese Schutzverordnung ermöglicht ein Einwirken darauf, daß im „Außenbereich“ (nicht also in vorhandenen oder geplanten Baugebieten) keine Veränderungen vorgenommen werden, „die die Landschaft verunstalten oder die Natur schädigen oder den Naturgenuß beeinträchtigen“, oder die, in der Sprache des Bundesbaugesetzes (§ 35 [3]), „die natürliche Eigenart der Landschaft“ stören, was als eine „Beeinträchtigung öffentlicher Belange“ angesehen wird. Besonderer Erlaubs durch die Landratsämter bedürfen dann u. a.:

Bauten aller Art (Wohnwagen, die ständig auf einem Grundstück abgestellt werden, sind auch „Bauten“!),

die Erstellung von Stützmauern, Zäunen und das Pflanzen von Hecken,

die Eröffnung von Steinbrüchen, Lehm-, Sand- und Kiesgruben,

Wege, Park-, Zelt- und Badeplätze,

Müll- und Abfüllplätze, sowie Autofriedhöfe,

wilde Aufforstungen,

das Erstellen von Hochspannungsleitungen.

Die normale land- und forstwirtschaftliche Nutzung (Ackerland, Wiesen, Obstwiesen, Weinberge, Weiden, Wälder) fällt nicht unter die Schutzverordnung. Veränderungen der Nutzungsart sind aber anzeigepflichtig.

Der erholungshungrige Städter, der Heimat- und Naturfreund begrüßt solche Maßnahmen. Derjenige, der die Landschaft für private Zwecke be- bzw. vernutzen will, protestiert laut.

So ist es auch im Falle der „drei Kaiserberge“ (wann und warum ist diese heute allgemein gebrauchte Bezeichnung eigentlich entstanden?). Ungewöhnlich laut meldete sich hier ein Landtagsabgeordneter aus Geislingen in der Presse als scharfer Gegner der geplanten Schutzmaßnahmen zu Wort und er hat dadurch erreicht, daß über dieses Landschaftsschutzgebiet landauf landab besonders viel pro und contra geredet und geschrieben wurde und noch wird, so viel, daß der Fall eine Art Musterfall wurde, über den zu berichten und den zu beurteilen nun auch dem Schwäbischen Heimatbund notwendig erscheint.

Der Herr Abgeordnete wandte sich Ende August öffentlich entrüstet gegen die beabsichtigten Landschaftsschutzmaßnahmen. Sein Protest, den er der Presse übergab, beginnt mit der üblichen Floskel, die kein Natur- und Landschaftsschutzgegner vergißt seiner Kampfschrift voranzusetzen:

„Der Gedanke des Landschaftsschutzes ist im Grundsatz ohne Zweifel zu begrüßen und deshalb auch der Unterstützung wert.“ Im gleichen Atemzug erklärt er aber dann: die Absicht, das oben beschriebene Gebiet unter Landschaftsschutz zu stellen, sei „geradezu weltfremd und töricht“. Er fährt fort: „Dies würde

nicht mehr und nicht weniger bedeuten, als daß auf dieser großen Fläche praktisch jedes Bauvorhaben unterbunden würde, daß keine kleinere Gemeinde mehr ihre legitime und ihre ausdrücklich zugestandene Planungshoheit ausüben könnte – also in ihrem ureigensten Recht der Selbstverwaltung beschnitten wäre, ja daß jedes noch so bescheidene und unauffällige Hüttchen – gerade der Schwabe hat doch so gerne sein „Gütle“ – von vornherein der Ablehnung verfiel und daß ein Grundstücksbesitzer auf seinem eigenen Grund und Boden noch nicht einmal einen Wohnwagen aufstellen dürfe!“ Stimmt denn das alles in dieser allgemeinen Formulierung?

Wird denn „praktisch jedes Bauvorhaben unterbunden“ und „die legitime Planungshoheit der Gemeinden“ so stark beschnitten?

Im gesamten Ortsbereich, also bis an die Grenze des „Außenbereichs“, ebenso in den Baugebieten, die von den Gemeinden im ordentlichen Bauverfahren nach den geltenden gesetzlichen Vorschriften ausgewiesen werden, darf im Sinne des Bundesbaugesetzes und der Landesbauordnung auch in einem Schutzgebiet gebaut werden. Die Ansiedlung von Industrien wird aber im Gebiete der drei Berge wohl höchstens an ein paar wenigen Orten und in kleinem Umfang möglich sein. Hier setzen die Gegner des Landschaftsschutzes schon an! „Industrieansiedlung gleich höhere Gewerbesteuer!“ Das ist ein Zauberwort, das zunächst noch, wie die Erfahrung lehrt, auf Bürgermeister und Gemeinderäte eine unwiderstehliche Faszination ausübt und oftmals läßt sich diese Gleichung auch wohl nicht ohne weiteres anzweifeln; allerdings geht die Rechnung nicht immer auf wegen der zwangsläufigen Folgelasten, die dann auf die Gemeinden zukommen. Genau besehen lautet die Gleichung nämlich meistens: Industrieansiedlung gleich mehr Menschen, gleich mehr Wohnungen,



Die drei Kaiserberge. Luftverkehr Strähle, Schorndorf (Württ.) Nr. 21197

Straßen, Kanalisationen, Schulen usw. usw. Aber das wird erst gesehen, wenn die Entwicklung schon mit innerer Zwangsläufigkeit abläuft und wenn die Millionenbeträge durch die kleinen Gemeinden aufgebracht werden müssen. Solange man aber diese bitteren Erfahrungen nicht gemacht hat, vorher, erscheint die Ansiedlung von Industrie für jede Gemeinde der größte Segen zu sein. Hier beratend und aufklärend zu wirken und durch geeignete finanzielle Ausgleichsmaßnahmen die Einleitung unglücklicher Entwicklungen zu verhindern, ist Aufgabe des Staates. Denn er will ja (zum Glück und mit Recht) durch seine Schutzverordnungen bestimmte Landschaftsteile freihalten von Industrieansiedlungen. Die meist ärmeren Gemeinden in diesen Gebieten, die voll Neid nach den reichen Industrieorten schielen, haben aber Anrecht auf einen Ausgleich. Daneben muß sich dann in den Parlamenten der Gemeinden und Kreise

(teilweise ist es hierfür vielleicht schon zu spät) aber auch die Einsicht durchsetzen, daß die ihnen übertragene „legitime Planungshoheit“ mißbraucht ist, wenn sie nicht der heute zwingenden Einschränkung unterworfen wird, sich mitzuorientieren am Geschehen der Nachbarn. Gemeinde- oder kreispolitische Maßnahmen, die nicht mit die überörtlichen Belange berücksichtigen, können der Allgemeinheit großen Schaden zufügen. Diese Erkenntnis muß sich auch auf dem Land durchsetzen, „muß“ – denn wenn der Gesamtorganismus des Landes nicht gesund ist, leidet darunter auch die „an sich“ angeblich gesunde einzelne Gemeinde. Im Bereich der immer deutlicher sich bemerkbar machenden vielseitigen Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land fallen manchen Gemeinden dann sehr wichtige Sonderaufgaben zu: etwa die, einen Raum zu erhalten, der für die Menschen aus den Städten die lebensnotwendige Erholungsmöglich-

keit bietet. Sollte nicht gerade dies ein wesentlicher Gesichtspunkt bei den Planungsüberlegungen der Gemeinden in einem Landschaftsschutzgebiet sein?

Und das „Hüttchen“ (sagen wir lieber das „Häusle“) im „Güttele“; und „der Wohnwagen auf eigenem Grund und Boden“? Das ist der Hauptstreitpunkt, bei dem sich der einzelne Betroffene bis zur wilden Wut gegen den Landschaftsschutz erhitzt. Bei der kleinen Geschirrhütte von 20 Kubikmetern, also mit einer Nutzfläche von 6 bis 8 Quadratmetern in der Nähe der Ortschaft, in einer Baumwiese, kann in vielen Fällen mit einer Erlaubnis gerechnet werden, wenn sich dieses bescheidene unauffällige Bauwerk nicht als ein getarntes Wochenendhaus entpuppt, das den „inneren Drang“ hat, sich in Kürze zu einem veritablen Landhaus zu vergrößern – ein Tatbestand, mit dem sich die Landschaftsschutzbehörden leider nur allzu oft herumschlagen müssen und

dann begreiflicherweise auch böse werden, weil man sie einfach angelogen hat. Aber diese kleine Geschirrhütte im „Baumstückle“ ist es ja gar nicht, was „gefragt“ ist, sondern, sagen wir es überspitzt und deutlich: das komplett ausgebaute Wochenendhaus „mit allen Schikanen“ möglichst hoch droben, weit weg von allen andern, in einer exponierten, besonders schönen Aussichtslage, auf einer zunächst meist kahlen, später mit Trauerweiden, Blautannen und anderen „ortsgebundenen“ Bäumen dicht bepflanzen, von einem möglichst hohen Betonpfostenzaun mit Maschendraht umgebenen Wiese. Diese Addition von Greueln scheint ein unmögliches Phantasieprodukt zu sein – zugegeben, es fehlt ab und zu eines der „Stichworte“, aber leider stimmt die Beschreibung, es gibt dafür genügend Beispiele, vielfach ziemlich genau. Die Unterschiede liegen vielfach nur im Geldbeutel und im persönlichen schlechten oder noch schlechteren Geschmack, der zwar auch Privatsache ist, aber zum Glück doch allmählich erkannt wird als eine, mindestens zum Teil, auch „öffentliche“ Angelegenheit. Wenn einer in knalligen Farben ein komplettes Wochenendhaus in eine Wacholderheide stellt (natürlich als „Geschirrhütte“), oder wenn einer z. B. am südlichen Stuifenwaldrand dasselbe täte, der würde ohne Zweifel ein im höchsten Maße störendes Element in diese Landschaft bringen – mit welchem Recht, als einzelner? Und er bliebe ja gar nicht allein! Denn viele andere würden es ihm nachmachen; der Traum vom „einsamen Häusle“ ist ja nur allzu verständlich und sicher weiter verbreitet als wir vielfach geneigt sind anzunehmen. Aber man stelle sich dann unsere Alb, oder speziell die Staufenlandschaft vor, oder den Schurwald, oder den Mainhardter – Welzheimer – oder jeden beliebigen anderen Wald; wenn's einem genügt würde, wäre die zwangsläufige Folge, daß wir praktisch unsere gesamte Heimat vollpflastern mit diesen „einsamen“ Wochenendhäusern und am Ende würde doch noch der größte Teil unserer Mitbürger leer ausgehen,

denn soviel Waldränder und schöne Aussichtspunkte und einsame Tälchen haben wir gar nicht. Und selbst wenn wir sie hätten – was bliebe dann am Schluß von der Landschaft noch übrig? Eine unübersehbare Zahl eingezäunter kleiner Parzellen, deren Betreten außer dem Besitzer jeweils allen anderen nicht erlaubt ist. Eines ist sicher: Über Schutzmaßnahmen der Landschaft müßte man sich dann keine Gedanken mehr machen, denn es gäbe keine freie Landschaft mehr. Würde dieser Angsttraum Wirklichkeit, käme dies der totalen Verstümmelung des wertvollsten Besitzes gleich, den wir für uns und unsere Nachkommen noch haben.

Und doch, auf eine Frage ist damit noch keine befriedigende Antwort gegeben:

Jeder Einsichtige setzt sich, der dankbar empfundenen Hilfe des Staates bewußt, ein für die Erhaltung einer gesunden Landschaft für alle. Aber wir müssen sehen, daß das Wohnen in der freien Landschaft für viele immer mehr zu einem berechtigten Bedürfnis wird. Hinter unseren Überlegungen sehen wir zwar immer den Wanderer, im Auto oder – zum Glück auch heute noch – zu Fuß, der in unserer reichen Landschaft Erholung sucht, suchen muß, als Ausgleich zu seinem Leben die Woche über in unseren überfüllten industriellen „Ballungsräumen“ mit all ihren an Gesundheit und Seele zehrenden negativen Einflüssen. Arbeiter, Angestellter, Beamter, Handwerker, Unternehmer – jeder Berufstätige wird in der nervösen Hast unserer Zeit, in all dem Lärm und der schlechten Luft am Arbeitsplatz, auf dem Weg zur Arbeit, leider nur zu oft auch noch in seiner Wohnung derart strapaziert, daß er die unverdorbene Natur als Ausgleich lebensnotwendig braucht. Weil das nun eben so ist, ist jede Arbeit für die Erhaltung unserer Landschaft eine Arbeit, die für alle getan wird. Und das gibt ihr letzten Endes, gegen alle meist als sehr egoistisch leicht zu durchschauenden Gegner, auch ihre sichere und unerschütterliche Position.

Aber vielleicht reicht das Wandern

allein bald nicht mehr aus! Vielleicht sollte, nach dem oben gesagten, je länger je mehr doch auch überlegt werden, wie kann dem Städter zu einer noch intensiveren Erholungsmöglichkeit in der stillen, gesunden Landschaft verholfen werden, in – ja! – seinem Wochenendhaus, oder im Wochenenddorf?

Unvereinbarer Gegensatz zum oben gesagten? Hier Wochenendhäuser, also Landschaft als intensiv genutztes, dringend notwendiges Erholungsgebiet, dort Erhaltung und Schutz der Landschaft? Gibt es eine Synthese? Wie kann man denen den Wind aus den Segeln nehmen, die heute (wenn's auch nicht stimmt) sagen, die Landschaftsschützer möchten am liebsten um große Gebiete einen Zaun ziehen und darauf schreiben „Betreten verboten“?

Die Lösung ist sicher nicht darin zu sehen, gegen Landschafts- oder Naturschutzbestrebungen anzukämpfen und sie als „weltfremd und töricht“ zu bezeichnen. Sie sind, im Interesse aller, teilweise wirklich in letzter Minute, das einzige und vielleicht teilweise noch rettende Mittel gegen den „Totalausverkauf“ der Landschaft.

Es geht wieder um „Planung“! Wir können diesen Begriff als „freie Bürger“ noch so verdammern, ohne Planung kommen wir leider längst nicht mehr aus. Wir müssen auch das Ferien- und Wochenendhaus, das Feriendorf und das Wochenendhotel, weil sie kommen werden und sollen, in die Landschaft „einplanen“.

Wie? wohl sicher nicht so, daß wir zustimmen, auf dem Hohenstaufen ein „Hotel Barbarossa“ mit 100 Betten und Schwimmbad zu bauen, oder daß am Stuifen der Waldrand für Wochenendhäuser freigegeben würde. Aber, man verzeihe die ketzerische Vorstellung, könnte man nicht, unbeschadet der jetzt hoffentlich bald erfolgreich abgeschlossenen Landschaftsschutzmaßnahmen in diesem Gebiet, etwa an oder auf dem Rehgebirge eine Senke oder Mulde finden, in die sich eine wirklich gut gestaltete, richtig und sinnvoll organisierte Ferienkolonie, oder eine Gruppe von einzelnen anständigen Wochen-



Rechberg und Stuifen vom Hohenstaufen her.

Aquarell von Peter Haag, 1958

endhäusern gut einfügen ließe? Dies sei zunächst eine Frage mit einem (mit allem Vorbehalt vorgebrachten) Beispiel. Über „unser“ Schutzgebiet hinaus hat diese Frage aber grundsätzliche Bedeutung für das ganze Land, für Alb und Schwarzwald ebenso wie für die Keuper- und Muschelkalklandschaften. Es ist bekannt, daß die „Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege“ die gar nicht so „weltfremd“ sind, wie mancher sie sehen möchte, landauf landab selbst schon Vorschläge für geschlossene (und anders geht es wohl nicht!) Wochenendgebiete gemacht haben. Allein in Nordwürttemberg wurden unter maßgeblicher Mitwirkung der zuständigen „Landesstelle“ über 100 solche Wochenendgebiete ausgewiesen. Es wäre eine glückliche Entwicklung, wenn die ört-

lichen Gemeindeparlamente mithelfen würden, möglichst viele dieser Gebiete praktisch benützen zu können. Vielleicht aber noch mehr solche Ferien- und Wochenendgebiete auszuweisen scheint mir im Hinblick auf die sicher immer größer werdende Zahl von „Wochenendwohnungssuchenden“ erwägenswert zu sein. Daß mit schon bestehenden Wochenendhausgebieten bis jetzt nicht immer die besten Erfahrungen gemacht wurden, wie dies z. B. in einem Zeitfunkbericht des SDR kürzlich von zahlreichen Bürgermeistern zum Ausdruck gebracht wurde, zeigt nur, daß diesem vielschichtigen Problem vorerst noch von den verschiedensten Seiten her „Hilfsstellung“ gegeben werden muß.

Nun zurück zu dem Protest des Herrn Abgeordneten: Es sollte gezeigt wer-

den, daß seine Vorwürfe in ihrer simplifizierten Form nicht stichhaltig sind. Er hat der Sache des Landschaftsschutzes und damit der Allgemeinheit mit seinen Ausführungen sicher mehr geschadet als genützt, obwohl er beteuerte, daß „der Gedanke des Landschaftsschutzes der Unterstützung wert“ ist.

Ein kritischer Leser der Ausführungen des Herrn Abgeordneten hat ihm u. a. folgendes geschrieben (wir sind der Zustimmung des Schreibers für die Veröffentlichung sicher):

„Glauben Sie, Herr Abgeordneter, ernstlich daran, daß die Mehrzahl Ihrer Wähler es wünscht, daß eine der großartigsten und erhabensten Landschaften unseres schwäbischen Herzlandes ebenso zersiedelt wird, wie dies an zahlreichen anderen entmutigenden Beispielen beobachtet werden muß? Bei gewissenhafter Ab-

wägung aller Interessen müßte man eigentlich auf Anhieb schon zu dem Ergebnis kommen, daß diejenigen, welche für die Erstellung eines Wochenendhauses im Gebiet der Kaiserberge und des Rehgebirges überhaupt in Frage kommen, zahlenmäßig hoffnungslos in der Minderheit sein dürften ... Die andern aber, die das Nachsehen haben, können dann resigniert zusehen, – würden Ihre Vorstellungen Wirklichkeit werden – wie sie bei ihren Ausflügen und Spaziergängen den Weg vorbei an neuen Zäunen und aus dem Boden geschossenen Wohlstandsweekendhäuschen finden, wo ehemals der ungetrübte Genuß einer mit Schönheit besonders reich bedachten Landschaft und Natur gesucht und – gefunden wurde ... Es sollte aber auch bei Dingen des Landschafts- und Denkmalschutzes wohl bedacht werden, daß wir Gegenwärtigen eine hohe Verantwortung gegenüber der uns folgenden Generation tragen und wir uns hüten sollten, den Schimpf der nach uns Folgenden auf uns zu ziehen. Für die Erbschaft, die wir in dieser Hinsicht den nach uns Kommenden überlassen, müssen wir uns etwas Besseres ausdenken, als im alten Trott fortzuwursteln.“

Machen wir uns zum Schluß die Freude, das geplante Hohenstaufen-Schutzgebiet in Gedanken kurz zu durchwandern:

Wir kommen etwa vom Remstal her durch eines der engen, etwas düsteren Seitentäler, vorbei an ein paar Einzelhöfen oder einer alten Mühle. Wir treten auf der Höhe heraus aus dem Wald und vor uns liegen die charakteristischen Kuppen der drei Kaiserberge, die sich über die Ebenen und Hänge des Braunjura-Vorlandes er-

heben. Durch saftige Wiesen und schöne Äcker geht der Weg, vielleicht noch einmal durch ein tiefer eingeschnittenes Tal – Fundort herrlicher Versteinerungen. Der Weg führt weiter durch eines der schön gelegenen Haufendörfer, die dieses eigentliche Albvorland schmücken. Wir sehen an den älteren Häusern den in der Umgebung gewonnenen bräunlichwarmen Eisen- und Angulatsandstein verarbeitet, der den Häusern dieser Landschaft ihr unverwechselbares Gepräge gibt. Der Blick geht hinüber zum Aasrücken und zum Rehgebirge mit den Einzelhöfen, die so wunderbar sicher auf kleinen Sätteln und Vorsprüngen in der Landschaft sitzen. Eine prachtvoll gewachsene einzelne Linde lädt zur kurzen Rast, ehe wir mit dem eigentlichen Anstieg beginnen, erst über die kahlen oberen Braunjurahänge, von denen aus der Blick schon weithin geht, und dann durch den lichten Buchenwald des weißen Jura. Wir stehen auf dem Hohenstaufen! Über Äcker, Wiesen und Wälder hinunter ins Fils- und Remstal geht der Blick, hinüber zum (seit seiner Aufforstung) etwas finsternen Stuifen und zum Rechberg mit der Ruine und der Wallfahrtskirche, zum weitgeschwungenen Albrand, vom nahegelegenen Hornberg und Kalten Feld über den Messelstein und den Wasserberg, nach Süden und Südwesten über Breitenstein, Teck, Neuffen und Achalm bis zum Hohenzollern. Schließen wir den Kreis nach Westen, wo an einem schönen Abend

mit klarer Sicht weit in der Ferne Kniebis und Hornisgrinde sich zeigen, auch Stromberg und Heuchelberg zu erkennen sind, und nach Osten und Norden, hin zum Mainhardter Wald, zu den Löwensteiner, Waldenburger und Ellwanger Bergen bis zum fernen Hesselberg, dem Vorposten der fränkischen Alb. Und wenn wir's ganz glücklich treffen, so blinken über den blauen Albrand an einem seltenen Herbsttag die Alpen mit herein, von der Zugspitze über die Allgäuer Berge und das Rhätikon bis zu Säntis und Altmann! Dieser einzigartige Blick, und dazu das Jahr über die Freude an Seidelbast und Enzian, Leberblümchen, Türkenbund, Gold- und Silberdistel, an dem so verschwenderisch reichen tektonischen Aufbau der Landschaft und an den Schlössern und Ruinen: Rechberg, Staufen, Staufenneck, Ramsberg, Wärscherschlößchen und Graneck!

In unserer „harten“ Zeit solche „Gefühlsduseleien“? Jedem passiert es einmal, dem stärksten „Boß“ und dem scheinbar völlig verstädterten Jüngling, daß ihn dieses Erlebnis packt und daß er ahnt, was außer Geschäft, Betrieb und Umtrieb noch zum wirklichen Leben und zur Heimat gehört! Sollte das nicht Grund genug sein, alles zu tun, daß uns diese „Inseln“ erhalten bleiben und dafür dankbar zu sein, daß es Männer gab und gibt, die sich im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten allen Anfeindungen zum Trotz für den Schutz dieser „letzten Paradiесе“ einsetzen!

Peter Haag

An der Alb vorbei

Die Berge liegen dort als graue Sage:
In schweren Wolken lange Sarkophage.
In Tälern jauchzt der Weingott. Purpurn rollt
Der Apfel übern Weg, dem Bettler hold.
Nacktes Gestein. – Und knöchern leuchtet's her
Am Abend, der von Wein und Trauer schwer.

Georg Schwarz

Entscheidung über letzte Werte an Hochrhein und Bodensee

Von Wilhelm Kohlhaas

Referat auf der Arbeitstagung des Deutschen Heimatbundes in Singen, 2. 9. 1964

Wo in unseren Tagen nahezu jeder auf das Recht pocht, am allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung möglichst reichlich teilzuhaben, werden Hinweise auf unwägbare Werte kaum noch gehört. Wenn also den Bezirken am Hochrhein und dem Hinterland des Bodensees die Binnenschifffahrt als das unfehlbare Mittel zur Herbeiführung dieses Wohlstands angepriesen wird, ist es schwer, wenn nicht unmöglich, Einwände nur mit der Erhaltung einer unberührten Landschaft zu begründen. Schon der Hinweis, wie unendlich wichtig beim erschreckenden Stand der Zivilisationsschäden die Bewahrung besonderer Erholungsgebiete sei, begegnet alsbald der Replik: das Bodensee-Gebiet sei nur vier Monate des Jahres ein Ziel des Fremdenverkehrs und könne also von ihm nicht leben.

In dieser Antwort zeigt sich schon jene trügerische Verschiebung der Argumente, die jede sachliche Klärung so sehr erschwert: daß diese Gebiete einzig vom Fremdenverkehr leben und mit der Konjunktur eines Jahresdrittels einen doppelt so großen toten Zeitraum wirtschaftlich ausgleichen sollten, hat nie jemand verlangt. Im Gegenteil sind auch diese Gebiete in den Statistiken und Schaubildern der Bundesstelle für Raumordnung oder des Deutschen Forschungsrates mit einem beachtenswerten gewerblichen Stand ausgewiesen, also keinesfalls Notstandsgebiete. Sie zeigen keine Unterbeschäftigung, wenn auch nicht gerade die Ballung eines großen industriellen Zentrums, und es mag darum gestritten werden, ob ein solches wirklich das erstrebenswerte Zukunftsbild wäre, wie es das 1958 erschienene Prachtwerk „Von der Nordsee zum Bodensee“ schon auf dem Umschlag mit qualmenden Schloten malt (vgl. „Schwäb. Heimat“ 1958, S. 113).

Die richtige Fragestellung kann vielmehr nur lauten: ist der zur industriellen Förderung heranzuführende Frachtschiffahrtsweg das für die Existenz dieser Bezirke unerlässliche Mittel, dessen Versagung und Bekämpfung diese zu einem unbilligen Rückstand verurteilen würde? Wäre dem so, so wäre zumindest darüber zu reden, ob die Werte von Natur und Landschaft hier vor stärkeren Notwendigkeiten zurücktreten müßten, – denn der Mensch lebt zwar nicht vom Brot allein, und doch ist es das erste, was er braucht, neben dem nicht minder wichtigen Wasser, von dem hier noch mehr zu sagen sein wird.

Die gleiche Frage wie für den südwestdeutschen Raum stellt sich für die Schweiz: ob erst die Frachtschifffahrt auf dem Hochrhein (und damit in den See bis Bregenz) den beteiligten Kantonen Anschlußmöglichkeiten eröff-

nen kann, die auf anderem Wege nicht zu schaffen sein würden? Auf beiden Seiten des Stroms (und auch für Vorarlberg im Hintergrund) geht es also in erster Linie um das Einmaleins einer unbestechlichen wirtschaftlichen Berechnung. Darum haben wir als Gegner der Hochrheinschifffahrt diese Grundfrage stets in den Vordergrund unsrer Einwendungen gestellt und die Bekanntgabe der zu lange im Schoß der Ämterstellen zurückgehaltenen verkehrswirtschaftlichen Gutachten gefordert, von denen nicht ein einziges diese Notwendigkeit, ja nicht einmal die Zweckmäßigkeit bejaht hat.

So muß man es als schlechthin unverantwortlich bezeichnen, wie von den Befürwortern des Schifffahrtsweges, neben andern grotesken Ausstreunungen, immer wieder die Aussichten dieses Projekts in vergrößerter Form projiziert werden. Schon bei der optimistischen Annahme der alsbaldigen Inangriffnahme des Ausbaus mit zügiger Aufeinanderfolge aller Schleusenbauten würde die Eröffnung des Rheins für die Frachtschifffahrt bis zum Bodensee keinesfalls mehr die heutigen Konjunkturverhältnisse vorfinden. Da, wie der Geschäftsführer des Rheinschifffahrtsverbandes im Januar d. J. in Überlingen vor einem größeren Zuhörerkreis beteuerte, die Schifffahrt keineswegs neue Industrien an den See bringen soll – (man möchte diese Zusage allerdings nicht auf die Goldwaage legen!) – so müßte sich die heute vorhandene Wirtschaft so lange durch helfen können, und sie vermag es, dem augenblicklichen Anschein nach, recht gut. Jede weitere Wirtschaftsgestaltung aber wird alle ändern, einer rascheren Entwicklung fähigen Verkehrsmittel stärker entwickeln und fördern. Das Ergebnis kann also immer nur sein, daß die Schifffahrt bestenfalls in einer sekundären Rolle hinter den großen Verkehrsträgern einherhinken, niemals aber eine so entscheidende Bedeutung in diesem Bereich erlangen würde, die den Aufwand und die unverhältnismäßig hohen Opfer an sonstigen Werten irgendwie rechtfertigen könnte.

Ohnehin ist die Rentabilität der deutschen Binnenschifffahrt heute sehr umstritten. Im Tiefland, wo sie die günstigsten Bedingungen findet, mag der Forderung der Eigenwirtschaftlichkeit der gleichen Wettbewerbsbedingungen neben andern Verkehrsträgern noch entsprochen werden – über Basel aufwärts hören diese Voraussetzungen auf. Die kanalisierte Mosel läßt sich als politisch gefördertes Beispiel nicht zu einem gerechten Vergleich heranziehen, – dagegen mag der Hinweis auf die schon heute in der Enge von Bingen bestehenden Stauungen dartun, daß bereits die Mittelrheinstrecke der Belastung durch einen zusätzlichen Lastschiffsverkehr kaum ohne

neue einschneidende Eingriffe gewachsen sein wird. Das programmatische Wort vom „Anschluß Österreichs an die Weltmeere“ erweist sich als eine leere Phrase, wenn dieser Anschluß künstlich durch einen schon heute nahezu verstopften Engpaß erzwungen werden soll, während die Natur diesem Lande ganz andere Verkehrswege gewiesen, hier aber Grenzen und Beschränkungen geschaffen hat, die man vergebens zu leugnen sucht. Die Selbsttäuschung zeigt sich am deutlichsten darin, daß die Befürwortung der Hochrheinschiffahrt stets auf alte Planungen und Absprachen zurückgreifen muß, als sei die Welt seither nicht weitergegangen. Da nun diese Vorkämpfer stets so selbstbewußt den „Fortschritt“ für sich in Anspruch nehmen und den sachlichen Gegner als schwärmerischen Romantiker, möglichst im Zerrbild mit Lodenmantel und Sträußchen am Hute, als rückständig zu verschreien suchen, muß einmal unmißverständlich gesagt werden, daß im Zeitalter des Tempos die Flußschiffahrt kaum weniger veraltet ist als die Beförderung mit dem Pferdefuhrwerk, die einst neben ihr, noch vor 125 Jahren, den Verkehr beherrschte! Wer da einwendet, man ziehe ja die Lastkähne nicht mehr vom Treidelpfad aus stromauf, sondern verfüge über stattliche 1350-Tonnenschiffe mit Maschinenantrieb, leugnet die unbestreitbare Tatsache, daß die Binnenschiffahrt längst an Grenzen angekommen ist, die andern Verkehrsträgern nicht gesteckt sind: Grenzen der Geschwindigkeit und der Erweiterungsmöglichkeiten, die sie immer noch stärker im Wettbewerb mit allen andern zurückfallen lassen müssen.

Das sind geographische und mathematische Gesetze, die Ausnahmen nur eben da gestatten, wo ungewöhnlich günstige Tieflandbedingungen nicht nur die Kanalführung an sich, sondern noch die Schaffung zusätzlicher Entlastungswege für überfüllte Wasserstraßen erlauben. Diese Möglichkeit hört aber bereits am rheinischen Schiefergebirge auf. Für den Schifffahrtsweg über Basel hinauf, der gewissermaßen erst als Dritter in der Hinterhand warten muß, könnte die Wasserstraße nie über ein gewisses Optimum hinauskommen.

Selbstverständlich wird von den Kanalfanatikern immer nur mit diesen Best-Zahlen operiert, – beispielsweise in einer Denkschrift des in dieser Hinsicht besonders phantasiereichen nordostschweizerischen Schifffahrtskomitees St. Gallen, das volle 340 Tage jährlicher Verkehrsausnutzung für die Hochrheinschiffahrt zugrunde legt, ohne die Einflüsse von harten Wintern oder trockenen Sommern, von Nebel und sonstigen unwägbaren Hemmungen einzurechnen, die hier wiederum ganz anders zu werten sind als in Niederdeutschland. Der Stau an den Schleusen und Umschlagstellen muß hier zu einem Faktor werden, der, noch ehe der Versuch gemacht ist, mindestens soviel als sicher erscheinen läßt, daß mit einem gleichmäßig zügigen Durchlauf nicht zu rechnen und – was hier zu betonen bleibt – ein Höchstvolumen nie zu überschreiten sein wird. Die stolzen Hinweise, wie sehr in unsrer Zeit abnormen Wirtschaftsaufschwungs auch

der Umschlag an den Binnenschiffahrtsstraßen – etwa auf dem Neckarkanal – emporgeschnellt sei, lassen sich auf den Hochrhein schlechterdings nicht übertragen, denn „Eines schickt sich nicht für alle“, und hier am wenigsten!

Nicht von ungefähr sind übrigens in dieser Zeit des Aufschwungs auch begeisterten Anhängern der Binnenschiffahrt berechtigte Bedenken hinsichtlich der Rentabilitätsgrenze gekommen. Während man im Ruhrgebiet aus Gründen der Volksgesundheit endlich überlegt, wie den Folgen der schrankenlosen Ballung abzuhelpen sei, hat im Stuttgarter Raum unlängst Dr. Speidel, der als Reederei-Fachmann jahrzehntlang eng mit der Binnenschiffahrt verbunden war, ein offenes Wort gegen die Weiterführung des Neckarkanals gesprochen. Auch dieses Projekt stand einst im Zeichen ungehemmter Landkartenstrategie, als man die Geislinger Steige zu überklettern und die Donau über Riß und Schussen mit dem Bodensee zu verbinden gedachte.

Es ist ja nicht nur die Wasserstraße schlechthin, die sich – wenn man den Schifffahrtsfreunden folgen will – „schon von der Natur aus dem Menschen anbietet“ (ja, das war einmal, in der Zeit der Lastkahnschifferei); der heutige Verkehr braucht, wenn eine Transportstraße als solche gerechtfertigt sein soll, Anlagestellen, Stapel- und Umschlagplätze, und diese ihrerseits Zufahrtstraßen, Anschlußgleise, Siedlungen, kurz, ihre Folgeanlagen müssen sich unweigerlich tief in die Landschaft hineinfressen und die ganze Umgebung in ihren Bann ziehen. Ob dies im Neckartal um Stuttgart oder am Rheinknie um Basel zu idealen Lösungen geführt hat, mag die Anschauung zeigen. Man kann Entwicklungen, wo große Industriegebiete seit ihrem Entstehen auch alle erdenklichen Verkehrswege dahingezogen haben, nicht zurückdrehen – man kann aber sehr wohl überschauen, was nach solchen Beispielen in Landschaften entstehen muß, in denen solche Industrieballungen bisher noch nicht bestanden. Dies ist der grundlegende Unterschied, der bei der bedenkenlosen Gleichsetzung aller europäischen Wasserwege regelmäßig nicht genug beachtet wird.

Die schon zitierte Beschwichtigung seitens des Rheinschifffahrtsverbands, man wolle ja mit der Schiffbarmachung keine neue Industrie in diesen Raum ziehen, ist, bei Zubilligung aller mildernden Umstände, bestenfalls ein Selbstbetrug (man hat zudem schon viele Äußerungen gehört, die ganz offen mit weit größeren Hoffnungen spielen!). – Es gibt schlechterdings nur zwei Möglichkeiten:

die völlig unglaubliche, daß mit unabsehbaren Ausbau- und Nebenkosten (die regelmäßig in den Bauplänen der Wasserstraße gar nicht mitkalkuliert sind) nur ganz wenige bereits bestehende Uferindustrien durch die Hochrheinschiffahrt gewisse Frachtersparnisse für nicht-eilige Materialien erhalten sollen; sie würden keinesfalls den versprochenen wirtschaftlichen Auftrieb für das Gesamtgebiet bringen;

oder die andere, daß der Schifffahrtsweg jede noch nicht erschlossene industrielle Kapazität in den Anliegerbereichen fördern, ja gewaltsam aktivieren soll – mit der Folge, daß diese Industrie kraft der von ihr nicht zu trennenden dynamischen Ausdehnungskraft die gesamte Landschaft zu erfassen suchen wird. Dabei müßte die Schifffahrt als tragender Faktor doch immer nur sekundär bleiben im Vergleich zu Kapazität und Ausbaufähigkeit der Verkehrsträger, die in Wahrheit den modernen Fortschritt verkörpern.

Die Möglichkeiten von Pipeline und Flugverkehr seien vorweg nur kurz genannt, weil ihre Entwicklungsmöglichkeiten längst nicht abgeschlossen sind. Auch die wesentlichen Konkurrenten für den Wasserweg, Straße und Schiene, sind beide im südwestdeutschen Raum noch längst nicht zum höchstmöglichen Grad entwickelt. Statt über die Schifffahrt, die in diesem Bezirk zum wirtschaftlichen Heilmittel gar nicht werden kann, sollte man darüber nachdenken, daß die großen Verkehrsstrecken im Südwesten in mittelbarer Auswirkung der Besatzungszeit zu lange vernachlässigt blieben. Man hat sich endlich aufgegriffen, die Autobahnstrecken sowohl zum westlichen wie zum östlichen Randgebiet des Bodensees verstärkt heranzuführen und mit Ausbau und Elektrifizierung den Rückstand der Bundesbahn in diesem Verkehrsgebiet aufzuholen. Trotz dieses verkehrspolitischen Nachhinkens aber hat die Bundesbahn stets erklärt, daß sie in dem Gebiet, das die Hochrheinschifffahrt für sich zu beanspruchen gedenkt, noch über eine ungenutzte Kapazitätsreserve verfüge, und ferner, daß die Frachten, die die Schifffahrt für sich dereinst zu buchen hofft, nicht etwa zusätzlich zum Wirtschaftsvolumen des Bezirks hinzutreten würden, sondern sich als Frachtenausfall zum Nachteil der Bahn auswirken würden. Das bedeutet in dürren Worten: der Steuerzahler würde doppelt zuschießen müssen, einmal für Baukosten und Unterhaltung der Schifffahrtstrecke, andererseits durch seine Beteiligung am Verlust der Bundesbahn. Dann werden alle Staatsbürger aus der Kostenrechnung der Bundesbahn, mit ähnlichem Mißbehagen wie unlängst bei der Bundespost, festzustellen haben, daß jede Einbuße auf diesem Gebiet (und auch jeder Fehlgriff in der Planung!) aus ihrer höchstpersönlichen Tasche gehen wird.

Hier ist auf eine der perfiden Nachreden zu antworten, mit denen der Reptilienfonds der Schifffahrtsvorkämpfer seine Propaganda zu speisen liebt: da unsre Schweizer und süddeutschen Arbeitsgemeinschaften zum Schutz des Hochrheins und zur Abwehr der Industrialisierung nicht über steuerbegünstigte Millionenspenden verfügen, wie sie in geheimen Rundschreiben bei Werken, Banken und anderen Unternehmen zugunsten der Schifffahrtsverbände gesammelt werden, so macht man sich die Sache einfach und zeigt mit dem Finger auf uns: „diese Naturschützer könnten mit ihren paar Beitragsmärklein gar nicht existieren, wenn sie nicht von der Bundesbahn subventioniert wären“ ... und der Herr Abgeordnete Person (Freiburg) tut ein übriges dazu, indem er in St. Gallen, wo man alles nur unter dem Gesichtspunkt der Wirt-

schaftskonkurrenz sieht, Zusammenhänge unseres Widerstands mit Sonderinteressen der Stadt Stuttgart andeutet. Er ist bis heute den Beweis schuldig geblieben, hat es auch nicht für anständig empfunden, seine Behauptung richtigzustellen. Aber in der bekannten Wochenschrift „Der Spiegel“ hat, im Gegensatz zu der Behauptung der Schifffahrtsplaner, nie dergleichen gestanden.

Wer sich mit solchen Praktiken auseinandersetzen muß, kann geradezu verzweifeln über die Einflüsse und Gesichtspunkte, nach denen über die Zukunft unsrer Heimat bestimmt werden soll. Um so höher ist es anzuschlagen, daß unsre mit so geringen Mitteln verbreiteten Warnrufe ein Echo gefunden haben, das man geradezu als Auflehnung, mindestens aber als wache Aufmerksamkeit gegenüber solchen Projekten bezeichnen darf – ein Zeichen, daß auch im Zeitalter der Mechanisierung nicht aller Sinn für Natur und Heimat geschwunden ist.

Dies alles gilt genauso für die Schweiz, wo vor allem ein Problem herauszuheben ist: in schöner Solidarität spricht man in der Westschweiz, der eine Fortführung des Schifffahrtswegs bis in den Waldshuter Raum auch den Anschluß der Aare ermöglichen würde, davon, daß dann auch die Ostschweizer Kantone „nicht benachteiligt“ bleiben, sondern ihren Wasserweg bis Konstanz und über den See bekommen müßten. Jedoch der Gedanke eines „transhelvetischen“ Kanals, der durch die Aare in die Seen längs des Jura hinaufgeschleust werden und dann in den Genfer See hinüberklettern soll, ist eine ähnliche Illusion wie jener alte Plan eines Neckar-Donau-Kanals über die Alb, um so mehr, als Frankreich gar nicht daran denkt, nur um des schönen Bildes eines europäischen Kanalnetzes wegen den Anschluß rhoneabwärts aufzubrechen und eine, wenn auch nur theoretische, Konkurrenz zur Rhein-Rhone-Schifffahrt zu unterstützen.

In der übrigen Schweiz aber laufen die großen Verkehrslinien in der Hauptrichtung von Norden nach Süden und die Hauptachse Basel-Zürich. Frachten die *quer* dazu über alle Schleusen und Aufenthalte die Hinter-schweizer Kantone erreichen sollten, würden mengenmäßig nie ausgleichen, was durch eine große Überlandplanung im Anschluß an diese Grundrichtung gebessert werden kann; diese Planung ist nun eine rein schweizerische Angelegenheit, immerhin darf man sich dagegen wehren, wenn das Entstehen eines zeitweiligen Engpasses bei Chiasso im vorigen Sommer (1963), bedingt durch die vorausgegangene winterliche Stromverknappung und eine Überbelastung des Transits durch Hunderttausende von Gastarbeitern, von den Schifffahrtsvorkämpfern zu der Parole benutzt wurde: „Hätte man den Wasserweg auf dem Hochrhein, so wäre eine wirksame Entlastung erreicht worden!“ Gar nichts wäre entlastet worden, und wer noch an solches Gewäsch erinnert, kann es nur tun, um die skrupellose Propaganda ins rechte Licht zu rücken. Demgegenüber dürfen wir als Gegner einer solchen Taktik uns den gelegentlichen Vorwurf, „uns fehle das Verständnis für die Notwendigkeiten der Schweiz“ in aller

Form verbitten, auch wenn er aus dem Mund eines Ministers kommt: denn wir sind in unsrer Auffassung mit einer Reihe von Schweizer Sachkennern völlig eins und werden uns die Kritik der Tatsachen weder durch Propaganda noch durch autoritäre Bevormundung verbieten lassen.

Wenn nun der „transhelvetische Kanal“ (um den auf der Genfer Expo mit großen Mitteln ein gewaltiger Aufwand gemacht wurde) ein Hirngespinnst ist und bleibt, so hören wir andererseits Herrn Bundesverkehrsminister Seeböhm: „Zürich müsse seinen Rheinhafen haben.“ – Was geht Herrn Seeböhm, dem ja die Rede sehr flüssig läuft, der Züricher Hafen an, bevor die Schweiz selbst auskalkuliert hat, was sie braucht und was nicht? Vor allem wäre dieser Hafen gar nicht in Zürich, sondern weitab von den Toren, gar in Eglisau (das man immer halblaut nennen hört, wenn die Schifffahrtsverfechter ihre Karten nicht ganz offen zeigen wollen).

Deutlich sei betont, daß im baden-württembergischen Landtagsbeschluß vom 24. 10. 1963, entgegen gelegentlichen anderen Auslegungen, von Eglisau nichts gesagt ist (wiederum, weil es eine Schweizer Gebietsfrage ist) – und so darf sich die Betrachtung zu diesem Punkt aufs rein Technische beschränken: daß nämlich ein „Züricher Rheinhafen in Eglisau“ für den Umschlag zwischen Schiff und Achse zur Überwindung des Niveau-Unterschieds zwischen dem Fluß und den Verkehrsanlagen am Lande überdimensionale Rampen als Zu- und Abfahrtswege erfordern würde, wie denn überhaupt solche zusätzlichen Bedingungen regelmäßig zu kurz kommen, wo man die Probleme nur im weltwirtschaftlichen Maßstab 1:1 000 000 sehen will, der nun einmal für unseren engen Raum nicht paßt!

Auch am Bodensee gilt für den Schweizer Verkehrsanschluß, mehr noch als für das deutsche Ufer, der Grundsatz, daß ein effektiver Nutzen des Wasserweges nur einer dicht am Ufer gelegenen Industrie zugute kommen kann. Aber manche, wie z. B. Saurer als die wichtigste, werden ihre Ware nicht der Schifffahrt anvertrauen. Sowie man die Güter erst einmal vom See zum Bestimmungsort umladen muß, sei es auch nur für die Kurzstrecke nach St. Gallen, wird der Preis dieses Arbeitsgangs rasch die geringe Ersparnis aufgezehrt haben, die einzelne Industriezweige – keineswegs die Gesamtwirtschaft und Allgemeinheit! – allenfalls in einzelnen Posten auf dem Wasserwege für sich erzielen könnten.

Wie an der Mosel keineswegs jedes Anliegerdorf durch die Schiffbarmachung in einen weltauftgeschlossenen Hafenplatz verwandelt werden konnte (dafür aber jeder von den noch heute nicht übersehbaren Anlieger-Auswirkungen berührt werden wird), soll auch die Belegung des Hochrheins und Bodensees durch die Frachtschifffahrt nur an einigen wenigen Umschlagplätzen münden. Es liegt einerseits auf der Hand, daß dies keine endgültige Beschränkung bedeutet, da dies dem Grundsatz freier Wirtschaft und vitaler industrieller Entfaltung zuwiderliefe; andererseits sieht man bereits, daß die Erwartung, die

jeder Bürgermeister an gewerbesteuerbringende Erschließungsmöglichkeiten knüpft, für viele damit erschöpft sein wird, daß sein Ort als Pendler-Reservoir für den begünstigteren Nachbarn (wohl aber mit den Fürsorgelasten in Krisenmomenten) dient. Nimmt man als die heute schon gegebenen Zentren auf deutscher Seite zunächst Konstanz (wo die industriellen Hoffnungen sich mit der gleichzeitigen Entwicklung des Universitätsprojektes stoßen), dazu das schon stark industrialisierte Friedrichshafen und schließlich Lindau, so wird doch niemand glauben, daß es bei einer solchen Abgrenzung sein Bewenden behalten würde. Als Beispiel diene der Neckarlauf im Abschnitt Heilbronn–Stuttgart, wo sich eine ganze Serie von Stellen aufzählen und zeigen läßt, an denen ursprünglich nur eine bescheidene Anlage- und Zufahrtsstelle vorgesehen war und dann Schritt um Schritt immer weitere Anlagen dicht am Ufer aus der Landschaft herausgeschnitten werden mußten, in der heute die Industrieanlagen weithin das Bild beherrschen.

Welch plumpe Taschenspielererei unsrer Gegner, daß sie, als wir einem Kreis von Schweizer Journalisten diese Tatsachen vorführten, zur Gegendemonstration an den Flußabschnitt Heidelberg–Neckarsulm einluden, um darzutun, wie unberührt der kanalisierte Neckar sich durch den Odenwald schlängle ... dort nämlich, wo keine industriellen Siedlungen und Verkehrswege jemals bestanden, wo vielmehr die Gebirgslandschaft nur Durchgang zum industriellen Zielort darstellte! Bei unsrem Thema aber soll ja Hochrhein wie Bodensee eine Kette solcher Zielorte mit dem Wirtschaftsverkehr der weiten Welt verbinden!

Eine zweite ebenso grobe wie konsequente Irreführung, die sich aus der Beschönigungspropaganda des Rheinschifffahrtsverbands sogar in die Regierungsdenkschrift von 1961 eingeschlichen hat, ist die Bagatellisierung der Verölungsgefahr: die Technik habe längst Mittel gefunden, die Ölverschmutzung, die vom Schiffsverkehr in die Gewässer übergehe, durch geeignete Vorkehrungen abzufangen. Als ob es darauf ankäme!! Es geht doch gar nicht um diese Ansammlung des sogenannten „Bilgenwassers“ im ölgetriebenen Schiff, vor dem – wenn man sich der Verlässlichkeit der Schiffsleute 100%ig anvertrauen will –, allenfalls See und Fluß bewahrt bleiben kann (trotzdem reißen bei all den frachtbefahrenen Gewässern die Klagen über die Verölung nicht ab); die Hauptsache ist und bleibt aber, was durch eine Häufung ölgetriebener Anlagen und Fahrzeuge und entsprechender Tanks an den Umschlagstellen der Schifffahrt am Land notgedrungen täglich und stündlich abfällt, ungerechnet die Abwässer, die heute an jeder industriellen Anlage mit Chemikalien jeder Art und dabei wiederum vor allem phenolhaltigen Stoffen durchsetzt sind.

Zu den Beschwichtigungsbemühungen der Schifffahrtsfürsprecher gehört auch die geradezu entrüstete Ablehnung des Begriffs „Kanalisierung“: es handle sich doch nur um die Nutzung des freiströmenden Flusses, der sich dazu (bis auf den Einbau von Schleusen und Kraftwer-

ken) „geradezu von selbst darbiere“. – So war es im Mittelalter, als jener Züricher Kahn den Hirsebrei nach Straßburg brachte; heute wird verschwiegen, daß für die 1350-Tonnen-Schiffe auf dem ganzen Hochrheinlauf eine 4 m tiefe Fahrrinne geschaffen werden muß (für den Ausbau wird sich dann an den Ufern Platz finden müssen!) – und noch mehr; sie muß auch seitlich auf 80 m verbreitert werden, um das Ausweichen zu ermöglichen. Wieviel Kollisionen dennoch möglich sind, meldet die Presse von andern Wasserstraßen Tag für Tag mit allen reizvollen Folgen. Wie schließlich die Ufer ihre Natürlichkeit bewahren sollen, da ihre Befestigung gegen den Wellenschlag unerläßlich werden wird, mag man sich nach einer Fahrt längs des Mittelrheins ausdenken und kann die ersten abschreckenden Beispiele auch bereits am Hochrhein finden.

Gegenüber der weiteren Beschönigung, daß die Kosten des Ausbaus großenteils durch Wassernutzungs-Entgelte und den Ertrag der Kraftwerke ausgeglichen würden, bleibe dahingestellt, inwieweit darin eine verkappte Subvention an die Schifffahrt zu sehen wäre. Die Erwähnung der Kraftwerke aber weckt neue Bedenken gegen diese gesamte Kalkulation, nicht nur im Blick auf die Entwicklung der Atomenergie, sondern auch nach den Erfahrungen aus der Stromverknappung von 1963, wo ein Fachmann meinte: „das einzig Sichere am Wasserkraftwerk war das Dampfkraftwerk im Hintergrund!“ Die Schweiz ist bereits zum Bau mächtiger Thermo-Kraftwerke sowohl am Hochrhein wie am Alpenrhein übergegangen, mit Nebenerfolgen, die uns nicht nur die 200 m hohen Schornsteine im Landschaftsbild zeigen, sondern die noch völlig unabsehbare Auswirkung der Abgase auf weit entfernte Wälder und Erholungsbereiche...

Nun aber zu der entscheidenden Zukunftsfrage überhaupt: der *Reinerhaltung der Gewässer*, die wir als Lebenselement unbedingt benötigen. Es ist bekannt, daß weite Gebiete seit 1956 durch die Bodensee-Wasserversorgung gespeist werden, weil ihr eigener Gewässerbestand den Bedarf nicht mehr decken kann. Es ist ein seltsamer Ausdruck christlich-europäischer Gesinnung, wenn speziell im streitbaren Kanton St. Gallen Stimmen laut wurden (in deren Chor sich auch deutsche mischen!), daß der Stuttgarter Raum als Industriezentrum das Wasser der Bodensee-Anlieger gebrauche, um seine Konkurrenzfähigkeit diesen gegenüber zu verstärken, und daß als Folge die Forderung gestellt wird: eine Schweizer Zustimmung zur Erhöhung der württembergischen Wasserentnahme aus dem Bodensee von der Zustimmung zur Hochrheinschifffahrt abhängig zu machen!

Es führt zu weit, darzutun, daß die bisherige, und auch eine wesentlich gesteigerte Wasserentnahme aus dem Bodensee dessen Niveau überhaupt nicht berühren würde, außerdem daß speziell durch württembergische Maßnahmen beim Ausbau der Illwerke in der Silvretta ein verstärkter Zufluß der den Bodensee speisenden Gewässer erreicht wurde, der auch die beantragte Erhöhung

der Entnahme noch immer übersteigt! Noch wichtiger scheint die Feststellung, daß die Schweiz bis Zürich (dessen See auf Grund der industriellen Einwirkungen kein brauchbares Trinkwasser mehr hergibt) und ebenso noch ein viel weiterer süddeutscher Raum in den nächsten Jahren einzig noch im Bodensee sein Wasserreservoir finden kann.

Es handelt sich dabei um eine allgemeine Erscheinung unsrer Zeit, für die mit Verkehrstempo und Zivilisationschäden die Gewässerverderbnis einerseits, der gesteigerte Wasserbedarf andererseits kennzeichnend sind. Weit-schauend haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika hohe Summen für die Salzentziehung aus dem Meerwasser und damit für die Gewinnung neuer künftiger Wasserspender ausgeworfen, und der ermordete Präsident Kennedy hat 1961 in einer Botschaft an den Senat nachdrücklich auf die Bewahrung unsrer natürlichen Wasservorräte hingewiesen. Erst in diesen Tagen haben die USA die befreundeten Nationen aufgerufen, sich ihren Bemühungen um solche Wassergewinnung anzuschließen. Es ist kein Zweifel, daß diese Behelfsmaßnahmen, wenn sie in großem Ausmaß gelingen sollten, bei der Wassernot, die als Zukunftsgespenst über dem glänzenden Bild unserer Zivilisation droht, nur gleichfalls Ausdruck der Teuerung sein können, die nicht von ungefähr diesen Namen führt, und der Heidelberger Gelehrte Fischbeck sieht in ihr nicht mit Unrecht die Quelle künftiger Menschheitskatastrophen wie einst im frühen Altertum.

Was folgt aus diesen Erkenntnissen für unser Thema: die Erhaltung des Bodensees um jeden Preis für diesen wichtigsten Lebenszweck aller auf ihn angewiesenen Länder, und damit Fernhaltung jeder zusätzlichen Gefährdung, die eine verstärkte Industrialisierung, und als ihr Werkzeug gerade die Schifffahrt, in diese Gewässer bringen kann! Nur am Rande sei die biologische Feststellung gestreift, daß der See an sich durch die Häufung industrieller Bestandteile in den Abwässern eine tiefgreifende strukturelle Wandlung erfahren hat, die sich in den letzten Jahren katastrophal fortgesetzt hat: im Überhandnehmen der Algen, die im Absterben ihrerseits den Faulschlamm auf dem Seegrund verstärken, und der sich als weitere Folgeerscheinung auch in der Veränderung der Fischwelt äußert. Dem „Umkippen“ des Sees, das ist dem Verlust seiner Eignung zur Trinkwasserversorgung, wird jetzt durch Maßnahmen der Länder und Gemeinden in zwölfter Stunde mit allen Mitteln entgegengewirkt. Es ist undenkbar, daß man diese Bemühungen, diese wahrhaft ungeheuren Ausgaben wieder illusorisch, d. h. lächerlich macht, indem man neue Gefährdungsfaktoren selbst in den See leitet!

Den Industrie-Propagandisten, die da auf die voraussichtliche Vermehrung der Schweizer Bevölkerung von 7 auf 10 Millionen für die nächste Generation hinweisen und darum nach erhöhten Arbeitsmöglichkeiten rufen, darf erwidert werden: und was fangen diese zehn Millionen ohne Trinkwasser an? – So stellt sich, was ein-

gangs als Frage des wirtschaftlichen Einmaleins zu bezeichnen war, auch bevölkerungspolitisch als ein Problem des Grenzpunktes dar, wo dem industriellen Ausgreifen eben einmal unübersteigbare Schranken gesetzt sind, die man nicht ungestraft leugnen darf.

Bei all diesen Betrachtungen wurde bisher das Wort „Naturschutz“ bewußt vermieden, weil sich die Unmöglichkeit des ganzen Schiffsahrts- und Industrialisierungsgedankens so viel besser mit mathematischen Beweisen dartun läßt, an denen schlechthin nicht zu rütteln ist.

Zu den vielen irreführenden Slogans der Schiffsahrtsvorkämpfer gehört aber auch die vielmißbrauchte Schlagzeile: „Naturschutz gegen Technik“ – die, kaum versteckt, die bewahrende Rolle des Naturschutzes mit ihren vielfach im kleinen Rahmen anfallenden Aufgaben dem heilbringenden weltoffenen Fortschreiten der Technik entgegenhält. Nichts ist falscher als das! Nicht nur ist der Gedanke der Erhaltung der Landschaft und ihrer Schönheit nur ein kleiner Teil der Gegengründe neben den bereits angeführten; es trifft auch gar nicht zu, daß „der Naturschutz“ sich grundsätzlich gegen die Technik stelle. Wenn es (vor allem in der Gründungszeit des Deutschen Heimatschutzes, noch im Kaiserreich) manche Rücksichts- und Geschmacklosigkeit der vorwärtsdrängenden Ellbogentechnik zu bekämpfen gab und auch heute immer wieder zu bekämpfen gibt, so weiß doch, wer aktiv im Heimatschutz arbeitet, den guten Willen und das Können so vieler technischer Gestalter zu achten. Zahllose industrielle Anlagen sind in diesem Geist in die heimatliche Landschaft glücklich eingepaßt worden; dies Bekenntnis sei ausdrücklich allen hier nachfolgenden Einwendungen vorausgeschickt:

Es ist, nach den Worten unsres verstorbenen Kampfgenossten Eduard Spranger, ein verderblicher Irrtum, wenn der Mensch meint, daß er das, wozu ihn der technische Fortschritt befähige, um jeden Preis verwirklichen müsse. In der Lebenszeit von nur zwei Generationen hat uns dieser Griff ins Maßlose an den Rand allgemeinen Verderbens geführt, und es sind ernsthafte und weise Männer, die es als unabwendbar erkennen, sofern nicht endlich der Weg zur Selbstbescheidung und damit die Rückkehr zu andern Wertmaßstäben bejaht wird. Dazu haben auch wir uns unmißverständlich bekannt.

Wie klein wirken demgegenüber immer wieder die Versuche der Interessenverfechter, darzutun: man sei bei der Hochrheinschiffahrt so gerne bereit, „idyllische Landschaftsstrecken“ zu schonen, man sei ja selbst durchaus heimatliebend wie nur einer – und noch vor wenigen Wochen ging von St. Gallen ein „Offener Brief“ aus mit der Einladung an die Heimatschützer, sich doch einmal gemeinsam über ein Gutachten zur Wahrung des Naturschutzes zu verständigen. Diese Sirenenklänge sind uns schon oft gepfiffen worden, doch immer mit dem Ausgangspunkt, als sei die Schlacht für die Hochrheinschiffahrt bereits gewonnen und komme es nur noch auf gnädige Konzessionen an – während es nach wie vor

darum geht, dies ganze gemeingefährliche Projekt in Bausch und Bogen abzulehnen!

Der „offene Brief“ geht mit gewohnter Eleganz darüber hinweg, daß die baden-württembergische Landesregierung schon vor 3 Jahren – wir dürfen wohl in Anspruch nehmen: mit auf Grund unsrer lebhaften Vorstellungen gegenüber dem damals schon beinahe bejahten Vorhaben –, ein Gutachten von Professor Dr. Buchwald speziell unter dem Gesichtspunkt der Möglichkeiten des Landschaftsschutzes angefordert und ihrer späteren Denkschrift an den Landtag mit zugrundegelegt hat.

Professor Dr. Buchwald hat jede Vereinbarkeit von Hochrheinschiffahrt und Bewahrung der Landschaft rückhaltlos verneint. Ich habe darum jenen „offenen Briefschreibern“ empfohlen, die für ein neues Gutachten vorgesehenen Mittel lieber einem Abdruck und allgemeiner Verbreitung jener offiziellen Begutachtung zuzuwenden. Damit ist es an der Zeit, die Einstellung der maßgebenden Instanzen und mit ihr die rechtliche Situation als Basis der künftigen Entwicklung, auch hinsichtlich einiger weiterer bedrohlicher Projekte, zu erörtern: Bei der Vereinigung der südwestdeutschen Landesteile zum heutigen Baden-Württemberg trat, als Erbschaft aus ganz andern Verkehrsvoraussetzungen, auch der schon vor dem ersten Krieg erörterte, nach 1919 zugleich mit der Neckarkanalisierung entworfene und 1929 zwischen Baden und der Schweiz erstmals staatsvertraglich behandelte Hochrheinschiffahrtsweg wieder in den Vordergrund. Entgegen allen beflissenen anderslautenden Deutungen kommt jener Vereinbarung (auch nach regierungsamtlicher Auffassung) nur die Auslegung als beiderseitig grundsätzlicher Bereitschaft zu, und zwar für den Fall, daß wirtschaftliche Verhältnisse den Ausbau, auf Grund dann zu schließender eingehender Verträge, wünschenswert machen würden. – Dem Abkommen von 1956 über die Wasserentnahme der Bodenseewasserversorgung wurde eine Klausel eingefügt, daß sie die Ausführung des Schiffsahrtswegs nicht praejudizieren solle... dies muß ebenso offen berichtet werden, wie darauf hinzuweisen ist, daß die damaligen Verhältnisse am See noch nicht die Katastrophenentwicklung unsrer Tage voraussehen ließen. In der nachbarlichen Beziehung von Staaten an einem Binnensee, an dem es keine völkerrechtliche Dreimeilenzone gibt, gehört in solcher Lage die freundnachbarliche Verständigung, die in der Bildung einer internationalen Bodenseekommission Ausdruck gefunden hat, zu den Selbstverständlichkeiten und Lebenserfordernissen.

Es mag mit auf eine freundliche Berücksichtigung Südbadens zurückzuführen gewesen sein, daß sich Landtag und Regierung des neuen Südweststaates lange in der Vorstellung bewegten, man könne diesem Landesteil durch die Schiffbarmachung des Hochrheins gewissermaßen ein Äquivalent geben, nachdem der industrialisierte Stuttgarter Raum mit Neckarkanal und Neckarhafen bedacht sei. Aber die Schattenseiten dieses Verkehrsanschlusses für das Stuttgarter Gebiet, wie auch die Einwendungen gegenüber der Hochrheinschiffahrt, die eingangs zusam-

mengefaßt vorgetragen wurden, waren wohl nicht voll erkannt worden, als der baden-württembergische Landtag im November 1959 noch einstimmig die Regierung beauftragte, in Bonn für die Erklärung des Hochrheins zur Bundeswasserstraße und für den Ausbau einzutreten. (Diese folgt aus dem Grundgesetz, unbeschadet der weiteren Lastenverteilung zwischen Bund und Land einerseits und dem nun vertraglich als Partner notwendigen südlichen Anlieger, der noch nicht entschieden Stellung genommen, aber immerhin mit dem Ausbau der Stau-Anlage bei Rheinau bereits auch seinerzeit eine deutliche Bereitswilligkeit gezeigt hatte).

Die Übereinstimmung des seit Jahrzehnten gehegten Plans mit dem südweststaatlichen „Politikum“, Südbaden im Rahmen des neuentstandenen Bundeslandes zu fördern, überdeckte die Erkenntnis, daß zwei verkehrswirtschaftliche Gutachten, von Prof. A. Schmidt, Freiburg, (das übrigens vom Rheinschiffahrtsverband bestellt gewesen war!), und von Prof. Dr. Lambert von der Techn. Hochschule Stuttgart – das Projekt nicht bejaht hatten und daß die Bundesbahn sich wegen der schon erwähnten Frachteinbuße entschieden dagegen wenden mußte. Erst die Einsicht in die geradezu maßlosen Pläne der industriellen Förderer rief jetzt die „Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee“ auf den Plan, die von den tragenden Heimatvereinen aus naheliegenden Gründen am Sitz der Landesregierung geschaffen wurde, während gleichzeitig eine Arbeitsgemeinschaft „Rettet den Bodensee!“ mit speziell regional betontem Akzent in Konstanz hervortrat.

Aus dem Kampf mit den bereits gestreiften Argumenten sei nur das Ergebnis des Landtagsbeschlusses vom 24. Oktober 1963 wiedergegeben, der im Gegensatz zur früheren einmütigen Bejahung der Schiffbarmachung nun zwar grundsätzlich an dem Gedanken festhielt, indessen mit wesentlichen Einschränkungen zugunsten des Schutzes von Gewässern und Landschaft:

Am Bodensee wurde Reinhaltung des Sees, Begrenzung der Industrialisierung und Schutz der Landschaft zur unabdingbaren Voraussetzung gemacht, desgleichen für die Hochrheinstrecke, für deren ersten aktuellsten Abschnitt, von Rheinfelden aufwärts bis Waldshut, ausdrücklich staatsvertragliche Bindungen mit der Schweiz über die Erhaltung der Fluß- und Uferlandschaft gefordert sind. Kämen solche (um theoretisch zu sprechen) nicht zustande, so wäre auf deutscher Seite nicht nur keine Verpflichtung, dem Ausbau zuzustimmen, sondern durch genannten Landtagsbeschluß geradezu ein Veto gegeben!

Daß für jeden weiteren Schritt eine Entscheidung des Bundes erforderlich ist, bei der nun neben dem Bundesverkehrsminister auch der für Gesundheit und nicht zuletzt der für die Finanzen mitsprechen muß, ergibt sich aus der schon erwähnten Grundgesetzbestimmung über die Wasserstraßen; in der Schweiz befinden sich die selben Fragen zur Zeit noch in ernster Prüfung, – wobei neben den Interessen der Westschweiz am „transhelveti-

schen Kanal“, und der Ostschweiz an der Schiffbarmachung um jeden Preis, auch die besondere Lage Schaffhausens mitspricht, das durch seinen Stadtpräsidenten Bringolf ein entschiedenes Nein zu den Phantasien über die Hintertunnelung des Rheinfalls erklärt hat, dem sich die Stadt Stein/Rh. ebenso anschließt.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen: daß nämlich der unbestreitbare ehrliche Wille der Regierenden die Besorgnisse in ihrem ganzen Ausmaß erkannt hat und daß nichts Unverantwortbares geschehen wird. Hat doch der Ministerpräsident Kiesinger sogar erklärt, daß er lieber sein Amt zur Verfügung stellen, als gegen seine Überzeugung eine Gefährdung des Bodensees zulassen werde, und er hat sich darüberhinaus jetzt auch gegen die Weiterführung des Wasserwegs über Rheinfelden herauf ausgesprochen.

Für die Schwierigkeiten, die der Landesregierung aus der Notwendigkeit wechselseitiger Rücksichtnahme im Rahmen der internationalen Verständigung in Bodenseefragen erwachsen können, haben wir immer Verständnis gehabt, und ebenso für die Nachbarn selbst; daß der Widerstand gegen die Schiffbarmachung des Hochrheins keineswegs nur von einer deutschen Gruppe ausgeht, sondern beiderseits des Flusses sehr lebendig und im Wachsen ist, hat unsre Betrachtung des Schweizer Standpunkts mehrfach gezeigt. Eine Sonderstellung nimmt freilich Vorarlberg ein, das als Oberlieger das geringste Interesse an der Reinhaltung des Bodensees, umso größeres aber an der Heranführung der Frachtschiffahrt bis an die Mündung des Alpenrheins zeigt. Angesichts der alten engen Verbundenheit unseres Landes mit Vorarlberg (welchem Bergwanderer ist nicht die Kette badischer und württembergischer Alpenvereins- und Naturfreundehütten gerade durch dieses Gebiet vertraut!) ist die Schroffheit zu bedauern, mit der der dortige Landeshauptmann auf der letzten Rheinschiffahrtstagung die unfreundliche Parole aufnahm, wie es bisher aus St. Gallen gelegentlich hieß: „Keine weitere Trinkwasserentnahme ohne Zustimmung zur Hochrheinschiffahrt!“ – So kommt man unter Nachbarn nicht weiter; doch das dürfte sich geben, wenn man sich mit gutem Willen zusammensetzt und die Bregenzer Empfindlichkeit über Vorwürfe in einem anderen Zusammenhang ausgeräumt sein wird, die, so viel dürfen wir immerhin sagen, nicht *wir* an die ausschließliche Vorarlberger Adresse gerichtet haben:

Eine böse Sache, die mit Recht die Öffentlichkeit aufgeführt hat und noch nicht zu Ende gekommen ist, bleibt allerdings die Heranführung der ENI-Pipeline von Mailand über den Splügen mit einem ungeheuren Gefälle, unter mehrfacher ungesicherter Überquerung des Alpenrheins, schließlich dicht am Seeufer unterhalb des Pfänders entlang. Gegenüber den Vorwürfen, daß man durch Österreich vor vollendete Tatsachen gestellt worden sei, hat man aus Bregenz erwidert, die Pläne hätten den beteiligten deutschen Amtsstellen lange genug vorgelegen, – und gegenüber der Erklärung des baden-württembergischen Innenministeriums, daß man in der Internationalen

Bodensee-Kommission am 13. November 1963 energisch protestiert habe, berichten verlässliche Gewährsleute, diese Verwahrung sei zu spät erhoben worden und österreichischerseits gar nicht entgegengenommen worden. – Bei der Widersprüchlichkeit dieser Bekundungen darf man immerhin fragen: haben diejenigen, die schließlich in der Öffentlichkeit Alarm riefen, von Herrn Minister Filbinger Vorwürfe einzustecken, daß sie für die Nachbarländer kein Verständnis hätten? – oder ist nicht erst einmal zu fragen, ob die beteiligten Ämter im Rahmen der nachbarlich vereinbarten Verständigung rechtzeitig alles dagegen getan haben?

Denn daß etwas unterlassen worden ist, beweist nichts deutlicher als der Umstand, daß die Bundesregierung auf gesetzlichem Wege neue Möglichkeiten schaffen mußte, die Übernahme fremder Pipeline-Anschlüsse auf das Bundesgebiet von besonderen Kautelen und Genehmigungen abhängig zu machen. Auch in Bayern ist man nun hellhörig geworden, um nicht den großen anerkennenswerten Aufwand des Landes zur Unterstützung der Lindauer Gewässerreinigung nutzlos zu machen, wenn nahezu unter den Augen der Stadt eine Ölleitung am See entlangführen darf, und das in einem Gelände, dessen geologisches Geschiebe noch nicht völlig zur Ruhe gekommen ist. Hier ist eine ernste Gefahrenquelle geschaffen, die zu vermeiden war, wenn die beteiligten Ämter den Argumenten der jahrelangen öffentlichen Diskussion um die Erhaltung und den Schutz des Sees und der Trinkwasserversorgung volle Aufmerksamkeit geschenkt hätten!

Es ist bekannt, daß eine internationale Sachverständigenkommission einen Vermittlungsvorschlag erarbeitet hat, wonach durch ein zweites Schutzrohr und die Einschaltung von Schotten-Anlagen sowohl die Bruchgefahr vermindert wie auch die Menge des allenfalls auslaufenden Öls auf ein Minimum reduziert werden könne. Für das weitere Argument, daß im Katastrophenfall eines Krieges die Leitung auf den neutralen Gebieten der Schweiz und von Österreich stillgelegt werde, darf der Skeptiker seine Zweifel für sich behalten.

Angesichts der Gefahren, die dem Bodensee als wichtigem Trinkwasserspeicher drohen – (der Verschmutzung seiner weiteren Zuflüsse wie Argen und Schussen durch Abwässer des Hinterlands sei nur mit diesem einen Wort gedacht) – bleibt, neben der hochofreulichen verantwortungsbewußten Aufgeschlossenheit der Regierungschefs, die bedrückende Feststellung, daß man bei einflußreichen Kreisen kaum dem Mindestmaß von Verständnis für die Zukunftsnotwendigkeiten begegnet, die heute auf weite Sicht ins Auge gefaßt werden müssen. Man begegnet vielmehr, trotz aller angeblichen Rücksicht auf „landschaftliche Idyllen“ geradezu einer Naturschutzfeindlichkeit und ebenso einer überheblichen Nichtachtung dessen, was ein Landschafts- und Heimatbild dem Einzelnen bedeuten muß.

Wir müssen zu diesen Gegnern die Prominenz der mit

der Binnenschifffahrt verbundenen Industrie zählen; trat doch bei unserem Alarmruf, wenigstens gegenüber jenem Pipeline-Projekt eine geschlossene Front zu bilden, alsbald ein vom Rheinschiffahrtsverband bestellter „Sachverständiger“ mit Behauptungen auf, wie leicht diese Gefahren durch Behelfsvorkehrungen zu bannen seien. Die gleichen Initiatoren finden wir bei dem makabren Projekt der sogenannten „Hundsbrücke“ über den Überlinger See, dessen brutale Maßlosigkeit sich allein in der Vorstellung von 250 Meter hohen Tragepfeilern inmitten dieser Landschaft charakterisiert! Der Widerstand gegen diese neueste Vermessenheit mag den Anwohnern überlassen bleiben. Hier genüge im Anschluß an die Hinweise gegenüber der Schiffbarmachung, daß es auch bei Brücke oder Tunnell nicht mit der Schaffung des Verkehrswegs allein getan sein wird, sondern mit Zugangswegen breitesten Stils und entsprechenden neuen Eingriffen in die Landschaft, für deren Erhaltungswürdigkeit sich soeben breiteste Kreise und insbesondere die Volksvertretung unzweideutig eingesetzt hatten. Es ist, als gälten solche Stellungnahmen für den machtbessenen überalterten Eigensinn dieser Bau-Fanatiker nicht weiter als leerer Schall...

Einen seltsamen Bundesgenossen haben sie in jener Mittelstufe der Ämter gefunden, wo, ohne die eigentliche Verantwortung, das begleitende Für und Wider abzuwägen, routinemäßig an Aufgaben fortgearbeitet wird, die sie einst vor Jahr und Tag unter ganz andern Voraussetzungen in Angriff zu nehmen hatten, wie Generalstäbler, die in Kriegsspielen immer noch einen überholten Operationsplan nachexerzieren. – Oder kann man das anders nennen, wenn alsbald nach dem retardierenden Landtagsbeschluß vom Oktober 1963 eine genaue Ausarbeitung über die Kraft- und Schleusenanlagen mit dem gesamten technischen Ausbau des Schifffahrtswegs, zwar als Veröffentlichung des eidgenössischen Amts für Wasserwirtschaft, aber nach entsprechender Mitarbeit deutscher Stellen, unsrer Öffentlichkeit durch das betreffende Regierungspräsidium empfehlend übergeben wird!

Ein anderes Beispiel: das seit Jahrzehnten zurückgestellte Regulierwerk Hemishofen wird als eine Vorstufe der Schiffbarmachung jetzt wieder aufgegriffen, obwohl sein eigentlicher Zweck längst nicht mehr dringend ist, seit die Umgestaltung der Hochgebirgsabflüsse zum Alpenrhein die Schwankungen der Wasserstände abgefangen und den Hochwassergefahren am Bodensee-Auslauf vorgebeugt hat.

Im Bunde mit dem Machtwillen einzelner Unternehmer und jenem behördlichen Beharrungsvermögen finden wir noch immer jene Typen der Kommunalpolitik, die für einen Zuwachs an Gewerbesteuer willig ganze Waldstrecken opfern, nachdem sie eben erst am Tag des Baums ein Topfpflänzchen mit bewegtem Brustton in die Heimat Erde versenkt haben; schließlich findet man in dieser Front neben der allgemeinen Gleichgültigkeit noch jenen individuellen Egoismus, dem der Naturschutz bei so manchem Anlaß sein Nein entgegensetzen muß. So hat

sich der Kampf aus dem ersten begrenzten Rahmen des Widerstands gegen ein bestimmtes Verkehrsprojekt immer mehr zu einem grundsätzlichen auf nahezu allen Gebieten verschoben, wo es um die Wahrung der echten Gemeinschaftsinteressen geht, und hat damit leider vielfach auch Formen angenommen, die das sachliche Gespräch und eine ausgleichende Verständigung mehr und mehr unmöglich machten.

Bei dieser Auseinandersetzung mit einem bestimmten Geschäftsgeist unsrer Wohlstandsprominenz sei nochmals jener uns taktisch unterschobene Gegensatz „Naturschutz gegen Technik“ zurückgewiesen, – sowohl weil „Naturschutz“ bei der Frage der Hochrheinschifffahrt nur ein relativ kleiner Sektor im Rahmen der allgemeinen Einwände ist, und weil Volksgesundheit und -existenz nicht schlechtweg in diese viel bescheidenere Sparte einzuordnen sind; zudem haben wir seit dem Beginn unsres Widerstands ebenso bei verantwortungsbewußten Industriellen Verständnis gefunden wie bei Politikern, die weiter als bis zum nächsten Wahltermin zu sehen gelernt

haben, und bei einer zunehmenden Zahl von Gemeinden im See-Gebiet.

Alle Anerkennung gilt daher besonders denjenigen, die es über sich brachten, ihren früheren Standpunkt zu überprüfen und das einstige vorbehaltlose Ja zur Hochrheinschifffahrt erst in gründliche Zweifel und schließlich in ein entschiedenes Nein umzuwandeln. Wir zweifeln nicht, daß sie noch weitere Nachfolger finden werden, und hoffen, daß zumal am Sitz unsrer Bundesregierung ebenso wie bei der der Eidgenossenschaft die Bedeutung des Kampfes erkannt werden möge, der sich aus einer regionalen Verkehrsfrage zwangsläufig, fast unversehens, zu einem Entscheidungskampf um letzte Werte entwickelt hat. Wir haben ihn in diesem Umfang nicht gesucht, als wir unsre ersten Bedenken lautwerden ließen, und fast schien es, als werde er unsre Kraft übersteigen. Doch uns sind, nicht nur durch die Verfassung, Verpflichtungen gegenüber der Allgemeinheit und der Zukunft auferlegt, und so werden wir uns dem Gesetz, nach dem wir ange treten sind, auch weiterhin nicht entziehen.

Der Altmeister der Ulmer Maler

Albert Unseld, Maler und Architekt, ist am 23. Juli 1964 in seiner Heimatstadt Ulm im 85. Lebensjahr gestorben. Als Senior der Ulmer Maler war der 1879 geborene Künstler bis zuletzt bei allen größeren Ausstellungen zeitgenössischen künstlerischen Schaffens in Ulm vertreten. Jedesmal überzeugte er dabei durch die Vitalität seiner Persönlichkeit, den breiten, kraftvollen Strich sowie durch die Unmittelbarkeit und den Reichtum seiner Palette. Unseld sah seine Aufgabe darin, das zu malen, was er innerlich erlebte. So holte er seinen bildnerischen Rohstoff auch immer wieder bei Wanderungen aus der heimatlichen Landschaft, und diese Verwandlung der geschauten Welt – aus fruchtbarer Spannung zwischen gegenständlicher Motivik und freieren Formmöglichkeiten – wurde für Unselds Bildsprache charakteristisch. Die Freunde des Schwäbischen Heimatbundes hatten erst bei einer der letzten Pfingsttagungen in Ochsenhausen Gelegenheit, jenem reichen malerischen Schaffen in einer sehr bezeichnenden Auswahlchau im Bibliothekssaal der ehemaligen Benediktinerabtei wieder zu begegnen.

Als Unseld, der auf väterliches Drängen Architektur studierte (Stuttgart, Dresden, Berlin), sich um die Jahrhundertwende zugleich auch mit dem kultivierten Malerhandwerk aus der Schule des Impressionismus vertraut

machte, hatte er diese Kunstrichtung innerlich bereits überwunden. Nach einem Aufenthalt in Paris, wo er von Monet und Matisse starke Impulse empfing, fand er in der ausdrucksbetonten Kunst der Dresdner „Brücke“ und des aus ihr hervortretenden deutschen Expressionismus die Leitlinie zur Entfaltung des eigenen Schaffens.

Bereits in den zwanziger Jahren war Albert Unseld, der 1907 in Ulm ein Büro als freischaffender Architekt eröffnet hatte, als Maler eine der stärksten Persönlichkeiten der damals gegründeten „Ulmer Künstlergilde“. Rang und Bedeutung seiner Kunst wuchsen über den schwäbischen Raum hinaus, auch wenn er – zumal Politik und Kulturreglement während des „Dritten Reiches“ seinem ganzen Wesen zuwiderliefen – sich auf sich selbst zurückzog. Nach 1945 beteiligte sich Albert Unseld, zeitweilig sogar als Mitglied des Gemeinderates, aktiv am Ulmer Wiederaufbau. Bis ins hohe Alter blieb ihm eine bewundernswerte künstlerische Schaffenskraft erhalten. Von Anfang an war Unselds Erlebnis der Wirklichkeit ursprünglich, demnach im Grunde gar nicht lokal zu umgrenzen. Noch vor fünf Jahren unternahm der Maler eine Reise nach Ägypten, von der er fruchtbare, neue Bildideen mit nach Hause brachte. Unselds umfangreiches Gesamtwerk umfaßt vor allem Ölbilder und Aquarelle.

Herbert Karl Kraft

Cäsar Flaischlen – ein Gespräch

Der junge Gerd besucht seinen älteren Freund Werner, den er über einer Literaturgeschichte sitzend entdeckt. Nach der Begrüßung ist Gerds erste Frage, wem das Studium des Freundes gelte.

Werner erwidert: Du wirst staunen! Ich lese nach, was hier über Cäsar Flaischlen steht.

Gerd: Wie kommst du gerade auf Cäsar Flaischlen? Gibt es den überhaupt noch?

Werner: Freilich gibt es ihn noch, wenn auch heute nur wenige ihn noch kennen. Am 12. Mai waren es hundert Jahre her, daß er in Stuttgart geboren wurde.

Gerd: Ach, das berühmte Jubiläum, ohne das man von vielen Dichtern überhaupt nichts mehr wüßte! Ist es bei Flaischlen nicht genau so?

Werner: Langsam! Laß dir zunächst ein Wort sagen, das der kürzlich verstorbene Ludwig Finckh anlässlich einer Würdigung seines Landsmanns Hermann Kurz zu dessen hundertstem Geburtstag im Jahre 1913 niedergeschrieben hat: „Wenn man hundert Jahre alt ist, so freut man sich über eine späte Ehrung, auch wenn man schon im Grabe liegt.“

Gerd: Es soll gelten! Aber da du schon Hermann Kurz erwähnst, ist bei diesem irgend etwas vorhanden, worin er mit Cäsar Flaischlen zu vergleichen wäre?

Werner: O ja! Vergleichbar ist allerdings nicht ihr Werk, wohl aber ihre kompromißlose Art, mit der beide ihrem Werke gelebt haben und ihren schweren Weg gegangen sind. Cäsar Flaischlen hat vierzig Jahre alt werden müssen, bis er einigermaßen anerkannt war. Dann allerdings ging seine Voraussage in Erfüllung: „Doch erst mit Fünfzig ist man durch und oben!“ Aber ich muß nochmals Ludwig Finckh erwähnen, mit dem der letzte der alten Garde der „Sieben Schwaben“ dahingegangen ist, die Theodor Heuss 1909 in dem gleichnamigen Buch zu einem Strauß zusammengebunden hat. Von diesen Sieben war Flaischlen der erste, der sich von dem schwäbischen Poetenwinkel losriß, um sich 1890 als freier Schriftsteller in Berlin niederzulassen. Dazu gehörte damals erheblicher Mut. Daß und wie er sich dann durchgesetzt hat, war den andern immer wieder vorbildlich. Das hat Ludwig Finckh am 2. März 1964, also wenige Tage vor seinem Hinscheiden, in die Worte zusammengefaßt: „Einst war Cäsar Flaischlen der schwäbische Dichter und Anreger in Deutschland, auch in Großberlin – unser aller Vorgänger. Ehre sei ihm und Dank!“

Gerd: Mit diesen Worten hat sich Ludwig Finckh selbst geehrt. Aber laß mich dir nun offen gestehen: ich weiß von Cäsar Flaischlen nur, daß er das Lied „Hab Sonne im Herzen –“ gedichtet hat.

Werner: Damit weißt du immerhin etwas. Nebenbei: dieses Lied ist jetzt gerade siebzig Jahre alt; auch ein schönes Alter!

Gerd: Meinst du im Ernst, dieses Lied, das doch einmal eine Art Volkslied war, könnte man heute noch singen?

Werner: Ich könnte mit der Gegenfrage kommen: wo wird denn heute überhaupt noch gesungen wie früher?

Gerd: In unserer lärmdurchtobten Zeit kann einem das Singen allerdings vergehen. Aber ich möchte nun doch etwas mehr über Cäsar Flaischlen erfahren. Was empfiehlst du mir da?

Werner: Als Cäsar Flaischlen am 16. Oktober 1920 erst sechsundfünfzigjährig starb, schrieb Theodor Heuss den schönsten Nachruf auf ihn. Dieser Nachruf ist in dem Buch von Heuss „Vor der Bücherwand“ wieder abgedruckt, ihn würde ich zuerst lesen. Dann nimm gleich ein Buch von Cäsar Flaischlen selbst zur Hand, entweder sein bekanntestes „Von Alltag und Sonne“, das seine einst vielbewunderten „Gedichte in Prosa“ enthält, oder die Gedichtbände „Lehr- und Wanderjahre des Lebens“ und „Zwischenklänge“. Ich möchte dich noch darauf aufmerksam machen, daß die meisten Gedichte Flaischlens ihren ganz besonderen Rhythmus haben und entsprechend gelesen sein wollen. Das ist gar nicht immer so einfach.

Gerd: Gib mir doch einmal eines, das du für besonders bezeichnend hältst!

Werner: Hier hast du das Gedicht, das dem Band „Von Alltag und Sonne“ vorgesetzt ist und zwar in der so charakteristischen Handschrift des Dichters.

Gerd, nachdem er das Gedicht „Der ist mein Freund nicht, der die Sonne nicht mag . . .“ gelesen hatte: Flaischlen hat es offenbar dauernd mit der Sonne zu tun. War er denn so etwas wie ein Sonnenanbeter?

Werner lachend: Keineswegs! Aber er war ein sonnenhungriger und sonnenfroher Mensch! Übrigens machst du ein Gesicht, als ob du von dem eben gelesenen Gedicht nicht sonderlich erbaut wärest.

Gerd: Du hast recht. Das Gedicht erscheint mir reichlich sentimental.

Werner: Zugegeben! Dabei entstand dieses Gedicht nach Flaischlens eigenen Worten: „aus Zorn gegen eine Welt, die noch 1893 darüber spottete, als ich eine Wohnung nach Süden nahm, und 1894 und 1897 noch darüber Witze machte, wenn ich mich auf Rügen nach dem Bad in den Sand legte; man behauptete, das sei höchst gefährlich und ungesund!“

Gerd: Nun, dieser Zorn gefällt mir; vielleicht wäre es besser für das Gedicht, wenn darin vom Zorn des Dichters über eine verständnislose Umwelt mehr zum Ausdruck käme. Aber wolltest du mir nicht noch etwas sagen über Cäsar Flaischlen und die Sonne?

Werner: Gewiß! Wenn du an den Zorn des Dichters über eine Umwelt denkst, die sich damals am liebsten vor der Sonne versteckte, dann verstehst du seine Liebe

zur Sonne. Dabei ist ihm die Sonne kein Gott, sie bleibt die Sonne, das lebenerweckende Gestirn. Bei Flaischlen gibt es auch nicht den „grünen Gott“, wie du bei ihm überhaupt nichts von Mythologie findest, womit man sich bei Lesern und Deutern so interessant machen kann. Er schreibt bewußt so einfach, daß ihn jeder verstehen kann. Gerd: Was will er denn mit dem Titel sagen „Von Alltag und Sonne“?

Werner: Das Grundproblem Flaischlens, das durch alle seine Bücher hindurchgeht, ist die Frage, wie man mit dem Alltag fertig werden kann, ohne daß dieser einen fertig macht. Der Dichter wird nicht müde, zu sagen, daß die Sonne immer da ist, auch in der Nacht. Das ist ja eine Binsenwahrheit. Dennoch macht sie den Dichter froh und spornt ihn an, auch in trüben Tagen auszuhalten, bis es wieder besser wird. Was er nun so erlebt und erkannt hat, das gibt er weiter. Hinter allem, was er sagt, steht der ganze Mensch. Er ist also in seinen Aussagen höchst subjektiv, aber stets ehrlich. Diese „unsägliche Ehrlichkeit“ sei auch das Große und Packende an seinem Roman, stellte Theodor Heuss in seiner Besprechung des 1904 erschienenen „Jost Seyfried“ fest.

Gerd: Ach, jetzt erinnere ich mich, über dieses Buch einmal gehört zu haben, es sei etwas besonderes damit.

Werner: Das Besondere an diesem Roman ist, daß er eben kein Roman ist.

Gerd: Wie soll ich das verstehen?

Werner: Flaischlen nennt sein Buch einen „Roman in Brief- und Tagebuchblättern“ mit dem Untertitel „Aus dem Leben eines Jeden“. Eine „Vornotiz“ unterrichtet uns deutlich über den Willen des Autors. Er schrieb ein Bekenntnisbuch. Was Gottfried Keller über Vischers „Auch einer“ äußerte, der sowieso einen Roman als „niedere Kunstform“ ansah, könnte man auch über den „Jost Seyfried“ sagen: es sei der „monumentale Bau eines Monologs“. Nun, nicht umsonst hat der neunzehnjährige Flaischlen seine frühesten Gedichte dem großen Ästhetiker vorlegen dürfen, dem sie, wie er sagte, ganz gut gefielen, nur seien sie zu subjektiv. Übrigens lag es Flaischlen völlig fern, mit seinem „Jost Seyfried“ den „Auch Einer“ etwa imitieren zu wollen. Die Handlung im „Jost Seyfried“ ist fast Nebensache. Es gibt nichts von Sex oder dergleichen, was heute unerläßlich erscheint. Der Dichter geht von der Überzeugung aus: „Die Seele lebt im letzten Grunde das gleiche Leben, wenn auch in verschiedener Höhe“. Daher meint er, jeder Leser habe in irgendeiner Weise teil am Ringen seines Helden um die Kunst in der Welt des Alltags und Markttrödels. Es ist klar, daß dabei viele autobiographische Züge eingeflochten sind.

Gerd: Ist nicht die Tatsache, daß Flaischlen so gut wie vergessen ist, darin begründet, daß die Menschen nach zwei Weltkriegen seelisch eben anders geworden sind?

Werner: Das dürfte richtig sein. Wir müssen uns darüber ein andermal unterhalten. Ich möchte dir jetzt lieber auf das Stichwort „Weltkrieg“ hin etwas sagen. Weißt du, daß Flaischlens Gedichte und sein „Jost Seyfried“ gerade den Soldaten des ersten Weltkriegs, besonders auch den Verwundeten und Kriegsgefangenen viel bedeutet haben? Im Nachlaß des Dichters, der in Marbach im Schiller-Nationalmuseum aufbewahrt wird, findest du viele hundert Feldpostbriefe, in denen Soldaten dem Dichter danken für das, was er ihnen gegeben hat. Es war vor allem der kleine Auswahlband „Von Heimat und Welt“, der in allen Feldbüchereien zu finden war und gelesen wurde.

Gerd: Wie erklärst du dir das?

Werner: Ich habe dir schon gesagt, daß Flaischlen nichts aussagt, was er nicht selbst erlebt hat. Und nun denke dir, daß der Soldat im Einerlei des Stellungskriegs, der Verwundete im Elend des Lazaretts, der Gefangene in der Trostlosigkeit des Lagers gerade dafür besonders aufnahmefähig war, wenn er immer wieder aufgefordert wurde, sich nicht aufzugeben und den Kopf hochzuhalten. Und zwar nicht im Kommißton, sondern in schöner dichterischer Form. Mit Recht lasen die Soldaten Flaischlens Gedichte als Aussagen eines guten Kameraden, der selbst gerungen und gelitten und durchgestanden hatte.

Gerd: Das ist ja eine wunderbare Bewährung für Wort und Werk eines Dichters!

Werner: O ja! Cäsar Flaischlen hat darin auch stets die schönste Anerkennung seines Dichtertums erblickt. Für ihn war seine Kunst eine moralische Angelegenheit getreu in Schillers Nachfolge. Wer also Schiller nicht mag, dem liegt Cäsar Flaischlen zweimal nicht, weil er seinen Lesern zu sehr auf den Leib rückt.

Gerd: Das will die heutige Jugend nicht.

Werner: Ich weiß; aber es ist die Frage, ob sie gut daran tut. Flaischlen vertrat – um einen Ausdruck von Vetter Hans zu gebrauchen – einen „so sauberen und menschlichen Idealismus“, daß er heute noch gehört zu werden verdient.

Gerd: Nun, mich soll jetzt nichts abhalten, den Dichter näher kennen zu lernen.

Werner: Gut so! Du wirst zwar bei ihm keine Antworten finden auf die tiefsten Fragen des Lebens. Dafür kann er dir manche Hilfe zur Bewältigung des Alltags geben. Und das ist in unserer Zeit auch etwas wert.

Walter Hagen

Sara Gayer – die Somnambule von Großglattbach

Von Heino Gebrts

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts war gewiß auch eine geistesgeschichtliche Epoche, die andere Strömungen ablöste und wieder von anderen abgelöst wurde. Im Hinblick auf ihre Wirkungen aber war sie eine Weltwende, die unüberholbar und unablässig blieb: denn mit ihr ist seither die Vernunft als oberste Richterin eingesetzt über alle anderen Kräfte der menschlichen Innerlichkeit – wenigstens bei dem geschichtlich führenden Teil der Menschheit. Die Namen der Aufklärung und des Vernunftkultes mochten sich immerhin wandeln, ihr Gehalt hat in zwei und drei Jahrhunderten mit immer subtileren Wandlungskräften alle Gedanken und Erlebnisse durchtränkt und gemodelt, und er ist in den führenden Wissenschaften und in den Einrichtungen der Staaten zur Herrschaft gelangt. Alle Kulturbewegungen, die sich gegen die Aufklärung bekannten, mochten daher formell immerhin in Opposition zu der herrschenden Richtung stehen, – ihrem Gehalte nach waren sie immer auch Seitentriebe des neuen Menschenideals, waren die Aufklärung noch einmal in oppositioneller Gestalt. Auch die Kirche, auch die Theologie, jeder neue Aufruf an den Glauben war durch das Vernunftideal mitgeprägt und ward oft unbewußt und dann um so nachhaltiger von ihm gegängelt. Nur eine einzige Ausnahme gibt es vielleicht von dieser allgemeinen Unfreiheit aller seitherigen Opposition – die einzige Gegenbewegung, die nicht als Gedanke, sondern die von vornherein als Praxis das Kampffeld betrat: der von Mesmer um 1770 begründete animalische Magnetismus, der eine Welt zauberhafter Erscheinungen mit sich führte, deren Ursprung der Vernunft entzogen war. Die eigentliche Auseinandersetzung mit ihm vollzog sich daher von seiten der herrschenden Macht auch nicht mit geistigen Mitteln, sondern durch die Polizei. Vernunft ist Ordnung, der Staat ist Ordnung; das Widervernünftige ist wider den Staat und wider die Ordnung und wird durch die Streitmacht der Ordnung gezüchtigt.

Dieser Widerstreit bestimmender Grundmächte menschlicher Wesensentfaltung beherrscht auch ein merkwürdiges und erregendes Ereignis, das sich vor fünf Vierteljahrhunderten in Großglattbach zutrug. Der Magnetismus war zunächst eine ärztliche Entdeckung, ein Heilverfahren, das manche Krankheiten zu heilen gestattete, indem es die tieferen Kräfte des Unbewußten erregte. Besondere Schlafzustände, heute hypnotisch genannt, ließen sich herbeiführen, in denen gerade das Bewußtsein ausgeschaltet war, aber tiefere Schichten der Innerlichkeit zu einem eigenen Leben erwachten und zu Worte kamen. Ein außervernünftiger Zusammenhang zwischen Magnetiseur und Behandeltem spann sich an – bald Rap-

port genannt –, der zur Verständigung der Sprache nicht mehr bedurfte; außersinnliche Zusammenhänge zwischen dem magnetisierten Menschen und seiner Umwelt wurden spürbar – zu Dingen, zu Pflanzen und Menschen – schließlich gewann der Schlafende auch Einblick und Eingang, so schien es im Erlebnis, in die jenseitige Welt, die Welt der Toten, der Geister, der Dämonen und Engel. Und dies geschah unabsichtlich, ohne vorgefaßte Ideen und Absichten, unter Menschen, die keine Vorstellung davon hatten, durch bewußtlos Schlafende, die zu Vorsatz und Betrug in diesem Zustande gänzlich unfähig waren. Welten taten sich auf, spontan, ohne Zutun, deren Wirklichkeit die Vernunft soeben, mit Erfolg, bestritten hatte. Das Erlebnis war überwältigend, es überwältigte immer wieder die Vorurteile unbefangener Beobachter und zwang sie, Zeugnis abzulegen für die Echtheit des Erlebten. Der bekannteste dieser Zeugen war der Weinsberger Dichter-Arzt Justinus Kerner.

Der Beobachter und Betreuer blickte nicht selbst in das Reich urwüchsiger Gestalten, es ward ihm vermittelt durch die magnetisierte Person, meist eine junge Frau. Diese, die Somnambule, wie sie nun genannt wurde, ward der umstrittene Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Der Zeuge erlebte durch sie, in visionärer Rede und Gebärde, oft auch an ihrer Verwandlung und Verklärung, die Echtheit und Innigkeit einer überwältigend machtvollen Erscheinung des Innern. Der Bestreiter, der oftmals selbst nie gesehen hatte, versuchte das alles als die verdorbene Phantasie einer Kranken hinzustellen. Hinter ihm standen Oberamt und Regierungen, Ministerien und Kirchen, Richter und Könige, standen des Zeitalters Bildung und Religion, die öffentliche Meinung, der Zeitgeist und die Zeitung – standen die Staatsautorität ebenso wie die liberale Opposition. Hinter dem Zeugen stand allein, kauerte ein leidendes Weib.

Wie wir täglich sehen, verlaufen die großen weltanschaulichen Fronten durchaus nicht allein zwischen den Personen und Institutionen, sondern oft mitten durch sie hindurch, durch ein Herz, durch eine Gemeinde, durch ein Konzil. So tief wie wir es eben im allgemeinen dargetan haben, spaltete sich daher nur selten der Gegensatz auf. Kerner war als Zeuge zugleich auch Oberamtsarzt, sein Freund Eschenmayer als Berichterstatter zugleich Professor in Tübingen, und es gab in Württemberg allerdings eine Institution, die zugleich Autorität und Verständnis besaß – das Medizinal-Kollegium in Stuttgart. Nur wenige Fälle klafften daher in ganz Württemberg zu einem derart schneidenden Widerstreit auf wie die Geschichte der Sara Gayer von Großglattbach und ihres Beschützers, des Wiernsheimer Kameralverwalters J. R. Siglen.

Sara wurde am 25. Juli 1817 in Großglattbach geboren. Ihr Vater war Ludwig Gayer, Landarbeiter und Metzger. Neun jüngere Geschwister wuchsen um sie auf – in Armut und Rechtschaffenheit. Im Herbst 1835, eben 18 Jahre alt, wurde Sara von seltsamen Krankheitserscheinungen befallen. Körperlich hatte sie sich nur langsam entwickelt. Nun trat eine völlige Entwicklungsstockung ein und zugleich damit eine furchtbare Anschwellung des Leibes, so daß sie wohl den dreifachen Umfang einer Schwangeren hatte und der Bauch mit aller Kraft sowenig einzudrücken war wie eine Tischplatte. Ihre Gestalt war nicht mehr menschlich, der Kopf im Verhältnis winzig. Auch ihre Seele war in einem fremden Zustand; sie sprach von überirdischen Dingen, verkehrte mit ihren früh verstorbenen Zwillingsgeschwistern, und diese trugen neue, jenseitige Namen. Im Frühjahr 1836 blieb sie 9 Tage ohne Essen und Trinken, ward aber, den Gebärden nach, unsichtbar gespeist. Auf Ostern sagte sie ihre Heilung voraus. Fünf Pulver verordnete sie sich selbst, die sie nach ihrem Standorte in der Apotheke beschrieb, eines davon ein Farbstoff zum Einreiben; sie wurden mit zweistündigen Intervallen von 7 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags angewandt, und wirklich erlangte sie in dieser kurzen Spanne die Befreiung von einer Qual, die kein Arzt in einem halben Jahre ihr hatte mindern können.

Wir übergehen, was die Medizin seither zur Beurteilung solcher Vorgänge an Wörtern und Einsichten dazugelernt hat und stellen lediglich fest, daß eine solche Heilung, damals noch mehr als heute, allerdings als ein Wunder gelten konnte. Zu ihrer völligen Genesung sollte nun Sara eine magnetische Kur durchmachen, und Mutter und Tochter mieteten sich dazu, trotz der Geldnot, am Wohnort des Arztes ein. Doch schon war die Arglist geschäftig und behauptete, diese Kur würde von einem kranken Reichen bezahlt, der sich in ihr zu seiner eigenen Heilung eine wahrsagende Somnambule züchten wolle. Indes reichten Gayers Mittel doch nicht aus, und da es dem Arzte wegen seiner vielen Kranken in einem weiten Umkreise auch an der Zeit zu regelmäßiger Behandlung gebrach, kehrten die beiden Frauen nach Großglattbach zurück. Eine unvollendete magnetische (= hypnotische) Behandlung aber begünstigt gerade die Vergangenheit in somnambulen Zuständen, und das Mädchen ward nun wirklich für allerlei Ratsuchende zum Orakel, für Kranke vor allem, denen sie in ihren magnetischen Schläfen die Ursache ihrer Leiden und die Heilmittel dazu offenbarte. Dies war nun freilich polizeiwidrig, denn seit Jahrzehnten galten die neuen Medizinal-Ordnungen, die all dergleichen zugunsten der vernunftgemäßen Medizin als Kurpfuscherei streng verboten, auch wenn der Schäfer, der Schmied, die Somnambule halfen, wo der „rationelle“ Arzt versagte – ein Anlaß für die Kranken, sich bitter zu beklagen, für die Umgebung der Somnambulen, den Widerstand gegen das Gesetz aufs Gewissen zu nehmen.

Von nun an blieben der Arzt und der Geistliche dem Hause Gayers fern; eine verleumderische Schmähchrift erschien; in Kirche und Schule wurden die jungen Geschwister gemieden. Das Oberamt setzte – eine bedrückende Schmach – jedesmal zu den Anfällen einen Landjäger ins Haus. Obwohl achtbare Männer der Gemeinde die Verleumdungen zurückwiesen, gab es doch keine hochgestellte Person, die für die Familie eintrat, und keinen Kundigen, der sich um die Kranke kümmerte. Dabei begehrte sie in ihren Schläfen immer nachdrücklicher, gefragt zu werden; die nächste Umgebung hatte ihr schon alle erdenklichen klugen und dummen Fragen vorgelegt und wußte sich nicht mehr zu raten: die äußere Not ward noch von der inneren überhöht.

Nun hatte zwar Sara schon seit einiger Zeit in ihren Visionen einen Helfer und Schützer vorausgeschaut und mit einem geheimen Namen benannt, aber in der realen Welt, wo es ihn zu entdecken gälte, wußte sie ihn nicht zu bezeichnen. In seiner Bedrängnis suchte indes der Vater in Wiernsheim den Kameralverwalter Siglen auf, der ihn schon einmal, in einem Rechtsstreit, beraten hatte. Nun empfing er ihn scherzend: er sei wohl in den Landesgesetzen bewandert, für Gayers jetzige Verlegenheit könne man dagegen keinen unpassenderen Mann erwählen als einen Kameralverwalter. Auch stelle er sich unter einer Somnambulen etwas Unheimliches vor, da sie alle seine vergangenen Sünden kennen würde und alles bevorstehende Unheil. Erst als der Metzger ängstlich wurde und ihm entgegenhielt, daß er sich doch sonst nicht fürchte, Verlassenen zu helfen, und daß gewiß niemand, dem er je geholfen, verlassen sei als er und seine Familie, sagte ihm Siglen seine Hilfe zu. Damit betrat er ahnungslos einen Weg, der ihn nicht nur gesellschaftlich, beruflich und wirtschaftlich in die größte Bedrängnis brachte, sondern ihn auch unter das Gebot einer eigensten, bisher kaum geahnten Aufgabe stellte.

Siglen, in der Nähe von Wiernsheim geboren, dort zum Kameralamt angelernt, später an anderen Orten tätig und seit einigen Jahren in Wiernsheim Nachfolger seines Lehrherrn, stand in mittleren Jahren und war ein angesehener und gebildeter, in eigenem Denken gereifter Mann. Er hatte unlängst schweres Leid erfahren: sein junges Weib, sein Söhnchen, seine Schwester, alle nächsten Verwandten und Hausgenossen hatte eine Seuche in kurzen Wochen hingerafft. Der Gram hatte den religiösen Mann in sein Inneres und durch eine tiefe Besinnung geführt; eine kleine Schrift: „Das religiöse Bedürfnis der Zeit“ war davon die Frucht gewesen. Nun übernahm er sorglos und zuversichtlich den Schutz einer Somnambulen und ahnte nicht, daß ihn dieses Unterfangen in Bälde dem ganzen innerlichen Ernst des Menschendaseins gegenüberstellen und schweren äußeren Nöten unterwerfen sollte – und daß er, um sich nur aus Angst und Not zu retten, in wenigen Monaten ein gesellschaftskritisches und religiös-revolutionäres Werk schreiben müßte, dessen radikale Gesinnung ihn selbst überraschen würde.

Trotz der Warnungen seiner Freunde, sich mit einer so zweifelhaften, moralisch wie medizinisch undurchsichtigen Sache einzulassen, unternimmt Siglen unbekümmert die Aufgabe, die seine Menschenpflicht ihm auferlegt. Er glaubt, beobachten und berichten, aufklären und schlichten zu können, weil er, wie er meint, das Vertrauen beider Seiten genießt. Den braven Gayer kennt er schon längst, und die Gemeindevertreter versichern ihn, daß ihn der Ruf der Familie keiner Unehre aussetze. Er selbst, als unantastbarer Ehrenmann und angesehener königlicher Beamter, glaubt ihnen Schutz gewähren zu können, und um dies mit aller Macht zu vermögen, meint er, bedürfe es nur des rechten Wortes an rechter Stelle. Unter dem 17. Dezember richtet er daher an den König und unter dem 19. an das Innenministerium die Bitte, ihm die Sache der geängsteten und redlichen Familie anzuvertrauen, insbesondere auch den Landjäger nicht mehr zu schicken. Indessen waren, wie er später schrieb, „jene kühnen Schritte, von welchen ich hoffte, daß nun die Hilfe mit Macht kommen werde, meine gefährlichsten, denn eben in den wichtigsten Fällen wurde ich auf das betäubendste zurückgeschlagen“.

Die Vorgänge, deren Wirkung Siglen so empfand, konnten ihm selbst im einzelnen nicht bekannt sein. Für uns liegen sie in den Akten zutage. König Wilhelm, nüchtern und trockenverständlich, hatte für solche Begebenheiten keinen Sinn. Was aber bei ihm nur Mißbilligung war, daraus ward auf dem Dienstwege Mißhandlung. Aus dem Staatssekretariat erging an das Innenministerium eine Note, die nur des Königs Befehl an Siglen enthielt, alles Aufsehen Erregende zu meiden, und den Ausdruck des Mißfallens, daß ein königlicher Beamter sich um eine seinem Wirkungskreise fremde Sache kümmere. Dies königliche bornierte Mißfallen an dem Rest des Menschlichen, den der Beamte nicht auch noch seinem Monarchen aufopfert, verwandelten beflissene Staatsdiener eifertig in die Fessel, welche den Menschen Siglen knebeln sollte. Sie konnten sich dabei auf einen Bericht des Unteramtsarztes Dr. Beck stützen, der Sara des Betruges bezichtigte und Siglen vorwarf, für Sara die Rezepte, die sie im somnambulen Zustand angegeben hatte, aufgeschrieben zu haben. In der Tat hatte Siglen sich zunächst der apodiktischen Gewißheit, mit der die Somnambule ihre Heilmittel angab und die Anwendung empfahl, nicht entziehen können, zumal er zu der Zeit der einzige war, der in dieser Sache noch vermitteln konnte. Nur ein rechtshaberischer Starrsinn, den er nicht besaß, hätte ihn gegen den Gewissensanruf der Kranken abschirmen können. Nun wurde Mitte Januar 1837 das Oberamt Maulbronn angewiesen, Sara gegen jedermann abzusperren mit Ausnahme des Unteramtsarztes und des Pfarrers – die beide Gayers erklärte Feinde waren – und „etwa auch des Oberamtsarztes“. Drei Tage später ordnete die Regierung an, daß der in Wiernsheim stationierte Landjäger nach Großglattbach zu verlegen sei. Man versteht, was Siglen den betäubenden Rückschlag nennt: es geschah genau das Gegenteil vom Erbetenen.

Anfang Februar wendet sich die Regierung des Neckarkreises gegen die Absicht des Medizinal-Kollegiums, Sara Gayer im Katharinen-Hospital in Stuttgart zu heilen, denn sie sei der Betrügerei verdächtig. Das Medizinal-Kollegium hatte nämlich in einem Gutachten die Echtheit ihres Zustandes anerkannt und im wesentlichen Bedcs gehässige (und unwissenschaftliche) Anklage entkräftet. In dem Entwurf zu diesem, vom Medizinalrat Schelling verfaßten Gutachten findet sich unter allen amtlichen Äußerungen der einzige Lichtblick, von dem allerdings, soweit sich absehen läßt, kein Schimmer bis zu Siglen drang. Der Vizedirektor des Kollegiums, von Ludwig, befürwortet in einer Randnote, daß „dem Kameralverwalter Siglen der Zutritt zur Kranken, wenn er sich auf bloße Beobachtung beschränkt, nicht ganz abgeschnitten werden sollte, da offenbar bei diesem Mann diese Krankheitsgeschichte eine Phase in seinem eigenen inneren Leben bildet...“ Dieser humane und auch der Erscheinung selbst, dem Wesen der Somnambulen und ihres Deuters gerechtwerdende Rat ging allerdings in der Hochflut des Hasses, der Verdächtigung und wohldienerischer Beflissenheit unter.

Das ganze Jahr 37 hindurch, obwohl er sich, seiner glaubhaften Versicherung gemäß, jeder Berührung mit den Gayers enthielt, war Siglen den Anfeindungen der Regierung ausgesetzt. Denn allerdings glaubte er sich durch das Verbot, das verpönte Haus zu betreten, nicht jeder Menschenpflicht gegen die Familie überhoben. Er trat in öffentlichen Blättern gegen ihre Verleumder auf, verwandte sich für sie mit einer Eingabe beim Oberamt, erklärte sich in Großglattbach gegen den Geistlichen, der sie befehdete, und schrieb an dem erwähnten Buch, dessen erster Teil der Zensur frühzeitig vorlag. Der Regierung in Ludwigsburg galt all dies als unbefugte „Einnischung“, und im Mai verlangte sie in einem Schreiben an das Innenministerium seine Versetzung. Nur das Finanzministerium hielt zu seinem gewissenhaften Beamten und war allenfalls bereit, ihm mit der Versetzung zu drohen, – erst im August erklärte es sich auf wiederholte Forderung der Kreis-Regierung bereit, die Drohung auszusprechen. Die Regierung selbst drohte mit einer Injurienklage beim Kriminal-Senat. Man kann sich vorstellen, unter welchem seelischen Druck in diesem Obrigkeitsstaate ein Beamter stand, wenn ihm, wie er selbst schreibt, von „furchtbar glaubwürdiger Seite“ Beschlüsse wichtigen Orts angedeutet werden, die ihn „unschädlich machen“ sollen. Hätte doch die Versetzung nicht nur den Abschied von einer lieb gewordenen Wirkungsstätte, sondern auch die Vertreibung aus dem Heim eines allzu früh zerstörten Lebensglücks und von den Gräbern der Seinen bedeutet.

Vergeblich würden wir aus den einzelnen Vorfällen, aus der Krankheit des Mädchens uns eine solche Verzwistung zu erklären suchen, bei welcher der Arzt gegen die Menschlichkeit und der Geistliche gegen die Barmherzigkeit einschreitet. Nur wenn wir uns die eingangs ange-

deuteten Fronten vergegenwärtigen, begreifen wir, daß es eben nicht um Einzelnes, nicht um das kranke Mädchen, sondern um den Daseinsgrund des Menschen ging: ob er aus der Vernunft oder ob er aus den dunklen Geheimnissen sei. Die zweite Möglichkeit stellte alle erungenen Positionen in Frage, sowohl die geistigen wie die gesellschaftlichen, die darauf gründeten, und Geltungsdrang wie Angst und Schwäche, aber auch das Staatsbewußtsein, Ordnungssinn und Freiheitswille mußten sich mit allen Mitteln gegen das Unbekannte, das die Somnambule vergegenwärtigte, wehren.

Nicht nur die Königliche Regierung entpuppt sich daher als Verfolger der Unschuld und der Humanität, sondern ebenso auch die Regierten. Die Klugen wissen von vornherein, daß Wunderbares unmöglich und der Anschein des Wunderbaren Betrug und Täuschung sei. Den vertrauensvollen Beobachter überschütten sie mit Spott und sperren sich gegen jede Erwägung: die Zeitung honoriert die Stimmen der Gegner, bringt aber die der Zeugen nur für schweres Geld. So streiten die Gegner der Zensur, wenn die Voraussetzungen ihrer eigenen Überzeugung in Frage gestellt werden: „Unsere Vorkämpfer nennen wir Liberale“, stellt Siglen erbittert fest, „und ihr Joch ist keineswegs sanfter als das Joch der Tyrannen.“

Aber nicht nur die Pächter des Verstandes griffen ihn an, heimlicher lauerten die Pächter des Gefühls ihm auf, die „Werkheiligen“ und die Frömmeler. Sie suchten ihn zu ertappen und stellten ihm Späher an die Wege, auf denen Sara ihn heimbegleitete. Ein Volksblatt fand denn auch in einem Spottgedicht des Pudels Kern in einer Leidenschaft zu dem Bauernmädchen, durch das er sich zum Dichter und Gotteskundler inspiriert glaube. Wirklich muß er sich bei der Behörde von der Anklage reinigen, einen Skandal mit einem jungen Mädchen zu treiben. Die Beteuerung, die wir in seinem Buche lesen, daß von einer Liebe zu Sara keine Rede war, daß sie nicht im entferntesten dem entsprach, weder im Äußern noch in der Bildung, was ihm ein Mädchen als Weib lieb und wert machen konnte, klingt glaubhaft und entspricht seinem Charakter und den Umständen dieser ganz anders geknüpften Begegnung. In Saras Verhältnis zu ihrer Umwelt aber war die Erotik überhaupt nicht erwacht. Siglen begriff, daß eine Welt, die ausschließlich durch Hunger und durch Liebe regiert wird, die Motive, welche in solchen Geschehnissen walten, nicht versteht. Zwei Bände schlichter Berichterstattung seines Werkes ist er genötigt, zu verwerfen, weil er früh genug bemerkt, wie die Leute nur darauf warten, „das Zarte ... betasten, zerreißen und zertreten zu können“.

Die einen reden von der Gerechtigkeit und glauben sie schon verwirklicht oder wollen sie im idealeren Staate verwirklichen, die andern von der Nächstenliebe, die sie zu besitzen und zu der sie jeden verpflichtet glauben. Trotzdem ist es in einer so gesinnten Umwelt möglich, daß ein Siglen als Brandstifter ausgegeben wird, als eine furchtbare Feuersbrunst, die Sara vorausgesagt hat, den Ort Rutesheim verzehrt: er habe das Wort seiner Som-

nambulen wahrmachen wollen. Trotzdem geschieht es, daß der Landjäger im Hause eines kranken Mädchens mit dem Seitengewehr zwei Hände zu trennen droht, die dem Mädchen helfen wollen, als es eben unter Krämpfen zu Boden stürzt, – Siglens, der zu jener Zeit noch ins Haus darf, und ihres Bruders, der grade auf das Haus zukam und dessen Hand Siglen in der Not ergriffen hatte. Trotzdem ist es möglich, daß der Hilfsbereite später, nach auferlegter Meidung, auf seinen Dienstgängen schon weit vor dem Hause Eile vortäuschen muß, um dem Vorübergehen einen menschlicheren Anstrich zu geben und um den kleinen Geschwistern zu entgehen, die sonst dem Wohltäter entgegenstürzten. Trotzdem wird die Haussperre jahrelang aufrechterhalten, und gerade die Person, von der man's zuletzt erwarten würde, wirft sich zum Wächter auf; tritt nur ein Gläubiger über die Schwelle, der Geld verlangt, so läßt sie den Vater aufs Rathaus fordern und „schreit über ihn her“, warum er einen Besuch angenommen habe!

Siglen erlebte es an seinem und dem Schicksal der Somnambulen, daß die frühe eingeflößte Altklugheit und die dünnliche Gerechtigkeit den Menschen seiner innersten, der eigentlich menschlichen Auffassung und Aufgabe entfremdeten und daß die herkömmlichen Lebensformen den Jugendlichen, statt in die Tiefe und zu echter Erfüllung, vielmehr in die Oberflächlichkeit und zum seelischen Absterben verführten, – statt zu Menschen erwachsen die Kinder zu Leuten. Wie aus den Leuten wieder Menschen werden könnten, dies im Sinne der neu erfaßten Evangelien zu ergründen, ward ihm bald die Hauptsache, und das Werk, das er mit diesem Ziele schrieb, bleibt, wenn es gleich heute verschollen ist, der nachwirkende Gewinn aus den Leiden der Großglattbacher Metzgerstochter – im Einklang mit dem von ihr Vorausgesagten. Einen Verleger fand Siglen freilich nicht, sondern mußte den Druck des 1200 Seiten starken Werkes selbst finanzieren: eine schwere Belastung, und um so bitterer war die Enttäuschung, daß ihn kaum der Widerhall eines verwandten Geistes oder eines betroffenen Gemütes entschädigte. Und doch war es ein urwüchsiges Zeugnis schwäbischer Religiosität und nahm theologisch und vor allem pädagogisch manchen Gedanken vorweg, der gerade als die Stärke moderner Ansichten gilt.

Doch nicht von Siglens Buche ist hier noch zu handeln, sondern nur zu Ende zu bringen, was uns über Saras Geschichte bekannt ist. Das Medizinal-Kollegium setzte es wirklich durch, daß sie ins Katharinen-Hospital kam – gegen die Kreis-Regierung, aber diese dann auch gegen ihren eigenen und gegen den Willen des Vaters. Das Oberamt ließ das Mädchen durch Landjäger aus dem Bette reißen und nach Stuttgart führen. Trotzdem ward dort wirklich eine gewisse Heilung erzielt. Die Menses herzustellen und zu normalisieren, darin sah man die therapeutische Chance. Auch hat sich das Mädchen ohne Zweifel dort wohlgefühlt; Siglen erwähnt die „menschenfreundlichen Ärzte“, die sie betreuen, – wir haben von Ludwig genannt. Als Sara im Juli 37, um ihren zwanzig-

sten Geburtstag, heimkehrte, war sie nach Siglens Zeugnis „blühend bis zum Schimmern“. Aber die körperliche Genesung hatte den inneren Kreis ihrer Krankheit noch nicht durchbrochen, im Oktober verfiel sie wieder in einen heftigen magnetischen Schlaf, und fortan traten die Zustände wieder zwei- bis dreimal die Woche auf. Sorge und Mangel zogen ein in das unglückliche Haus, und unter dem äußeren Druck drohte nun Hader die Familie auch im Innern zu zerrütten.

Siglen muß, noch immer durch Verbot gehindert, das Haus meiden und schickt nur gelegentlich, selbst von Geldsorgen gedrückt, eine Münze. Die Regierung aber setzt dem Ludwig Gayer nun auf eine besondere und neue Weise zu. Er soll nämlich die Verpflegungskosten für seine Tochter in Höhe von 70 Gulden zahlen, ist dazu nicht imstande und muß gewärtigen, daß die Gemeinde ihm einen Acker verkauft und dergestalt den kargen Erwerb des Mannes, der zehn Kinder ernähren muß, noch mehr schmälert. Die amtlichen Akten sprechen dabei immer treuherzig von Saras erfolgter Heilung, und zwar noch Ende 1838, denn so lange zog sich der Streit hin. Der „Beobachter“ berichtet nach 1843, daß Sara nach wie vor ihre Zustände hat und dabei kurpfuscherische Ratschläge erteile. Offenbar wird das Mädchen medizinisch nun völlig vernachlässigt, und es kümmerte sich niemand mehr um die Vorgänge in Großglattbach. Die Regierenden hatten jetzt wohl andere Sorgen.

Von Juni bis August 1838 richtet Ludwig Gayer drei Bittschriften an den König, in denen er seine Not, den drohenden Zwangsverkauf, aber auch die Sperre seines Hauses schildert. Das zweite überschreibt er: „Ludwig

Gayer bringt allerunterthänigst vor, daß die Unterthanen das Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Königlichen Majestät verlieren“, das dritte: „Ludwig Gayer bittet zum drittenmal allerunterthänigst, daß ihm Gerechtigkeit und der Schutz der Gesetze allergnädigst zugewendet werden möchte, damit endlich der Kummer und die Angst seiner Familie ein Ende nehme.“ Erst im November bewilligt der König endlich ein Gnadengeschenk von 35 Gulden aus dem Gratialienfond der Staatskasse; auf den Rest soll die Gemeinde Vorschuß leisten und Gayer dadurch die ratenweise Abzahlung ermöglichen. Die Absperrung des Hauses, hatte die Kreis-Regierung behauptet, sei längst gemildert worden; nun ward die Aufhebung erneut und ausdrücklich anbefohlen.

Saras Schicksal verliert sich von da an im Dunkel. Die Mutter starb ihr, dreiundfünfzigjährig, 1842 in Großglattbach, zwei Jahre später wanderte sie selbst nach Baden aus, woher auch, nach dem „Beobachter“, in letzter Zeit die meisten Ratsuchenden gekommen waren. Wieder zwei Jahre später stirbt auch der Vater, Ludwig Gayer, zu Roßwag. Ist Sara alt geworden, so könnten noch Lebende die einstmals berühmte Somnambule von Großglattbach gekannt haben – aber in ihrer Heimat ist ihr Andenken völlig verschollen.

Quellen: Interessante Nachrichten von einer Somnambule eigener Art in Großglattbach; mitgeteilt von J. R. Siglen, Königl. württemb. Kameralverwalter. Ulm, 1848. Zu haben in der Ebner'schen Buchhandlung. Zweite Auflage. (Exemplar im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek, München.) – Akten: Staatsarchiv Ludwigsburg, E 146, Nr. 1763, f. 69–115; E 162, Nr. 158, f. 132–144, 171–176.

Ephoren waren auch mal Repetenten

Eine kleine Fremdwörterkunde aus Württemberg

Von Wynfrid Stiefel

„Tuschur (= toujours) a Returbiljet (= retour, billet) kauf!“ war noch vor fünfzig Jahren eine Mahnung, die man in schwäbischen Bahnhöfen nicht selten hören konnte. Ob das heute noch einer von den Jungen verstünde? „Was machts Kelerättele (= quelle heure est-il?)“ verstünde auch wohl kaum einer von uns Alten, auch wenn es um die Jahrhundertwende in der Waldenser-gegend um Vaihingen an der Enz durchaus im Schwange war, so nach der Uhrzeit zu fragen. Dagegen gibt es andere Bezeichnungen in schwäbischen Landen, die viel zäher am Leben hängen, wenn auch ein Reingeschmeckter nicht viel damit anzufangen weiß.

Was ist ein *Εphorus*?

Vielleicht könnte ein eifriger Kreuzworträtsellöser eine Antwort geben: „Einer der fünf leitenden Beamten im alten Sparta.“ Ein Sonderlob für seine Allgemeinbildung; in Württemberg allerdings, nein – da ist es der Leiter eines evangelisch-theologischen Seminars. Nun, schon manche Hotelsekretärin hat schon Zweifel an der Vollkommenheit ihrer Ausbildung bekommen, wenn sich ein später Gast mit dieser Berufsbezeichnung in die Gästeliste eintrug. Vermutlich ist der Titel in Entsprechung zu Episkopos = Bischof vor etwa einhundertfünfzig Jahren neu gebildet worden; denn beide bedeuten ja „Aufseher“.

Da der Titel so außerordentlich selten ist, hat denn auch ein wackerer Schwabe aus dem Oberland, wo ausgefallene Rufnamen nicht so selten sind, einen Ephorus vor Jahren einmal recht innig zu trösten gewußt: „Gelt, Ihnen geht's genau wie mir, Ihnen haben Ihre Eltern auch so einen komischen Taufnamen ausgesucht.“

Er leitet also ein „Seminar“, eine „Pflanzschule“, wie etwa die Forstämter in solchen Anlagen die notwendigen Setzlinge für ihren Bedarf heranziehen; deshalb war die Bezeichnung der Seminaristen, die früher in der katholischen Umgebung des Schöntaler Seminars vorkam, „Pfaffesetzling“, von einer bestechenden sprachlichen Treffsicherheit; denn diese Seminare sollen den Nachwuchs für die Kirche, wie einst die Lehrerseminare oder heute das hauswirtschaftliche Seminar den Lehrernachwuchs für den Staat heranziehen. Heute wird sonst das Wort Seminar ausschließlich für Studiengruppen an Hochschulen und Akademien oder auch für deren Versammlungsort verwendet.

Nun ist es auch heute gar nicht so einfach, Seminarist zu werden: erst muß sich der Junge durch das Nadelöhr des Landexamens klemmen und dabei unter die sechsunddreißig ersten erfolgreichen Bewerber gelangen, um zur neuen „Promotion“ zu gehören, als deren „Kompromotionale“ sich betrachten zu dürfen: das Wort bedeutete ursprünglich die „Beförderung“, den Aufstieg aus den Landlateinschulen in die Seminare. (Diese kleinen Schulen mit ihren ausgezeichneten „Präzeptoren“ sind ja heute leider ausgestorben, es sei denn, ihre Tradition wird von einem Progymnasium weitergeführt.) Hat es nicht unter diese Auslese gereicht, ist aber die Prüfung mit ausreichendem Zeugnis bestanden, hat der Junge das Recht, als *Hospes*, Verzeihung, heute heißt das schon: Gastschüler, ins Seminar miteinzuziehen. Vor zwei Generationen gab es sogar noch die Privathospites, die in der Familie eines Lehrers untergebracht waren, aber sonst am Leben der Seminaristen teilnahmen. Sie alle zählen zur Promotion. Unter diesem Begriff versteht man ja im sonstigen Sprachgebrauch die akademische Prüfung, durch die ein Bewerber den Aufstieg zum Doktorgrad bewältigt.

Der Freund und Helfer der Seminaristen ist der „Repetent“, der mit ihnen in engster Wohn-, ja früher Schlafgemeinschaft lebte, wie das heute noch etwa in den Jesuitenschulen üblich ist. Es sind immer zwei solcher Aufsichtslehrer, ein theologisch und ein philologisch vorgebildeter. Man lasse sich aber ja nicht durch den Namen in die Irre führen; für solche Verballhornungen sorgen schon die Schüler selbst, die den Titel vom lateinischen *reperire* = schleichen ableiten, weil er durch die Gänge „schleiche“ auf leisen Sohlen, um zu sehen, wen er verschlinge. Repetent heißt in Wirklichkeit der „Wiederholer“. Nicht daß der Lehrer etwa selbst irgendwelche

Mängel durch Wiederholung auszubügeln hätte, im Gegenteil: man wählt durchweg menschlich und wissenschaftlich besonders befähigte junge Menschen mit Schul- oder Pfarrererfahrung. Er hat auf die ordentliche Erledigung der Schulaufgaben in der Arbeitszeit zu achten und sich gelegentlich durch Abhören, Wiederholen zu vergewissern, daß sie bewältigt sind: *repetitio est mater studiorum*. Er hatte früher die Pflicht, beim „Respondieren“ zu prüfen, ob jeder nach dem Ausgang im Hause anwesend war; mit der Sache ist heute auch das Wort verschwunden: es bedeutete „antworten“ auf die oft unausgesprochene Frage, ob „alle da“, was der Äußerste jeder Bankerei für seine Kameraden stellvertretend tat mit dem Ausruf: „Alle da.“ Dagegen kann der Repetent auch heute noch „Fiskus“ verhängen, das ist ein Beitrag von einem oder mehreren Zehnern in die Strafkasse, die am Ende der Seminarzeit von den Schülern zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung verwendet wird. Leider können wir Erwachsenen nicht in ähnlicher Weise über unseren Fiskus = Staatskasse verfügen. Die Verwaltung der Kasse hat aus den Reihen der Seminaristen der Fiskar, während der „Lektor“ in den einzelnen Seminaren verschiedene Aufgaben wahrnimmt, so teilweise auch noch die seinem Namen entsprechende: bei der Andacht die Bibelstelle vorzulesen. Das Lektorenamt dürfte am deutlichsten darauf hinweisen, daß die Seminare alte Klosterschulen sind.

Als vor hundertfünfzig Jahren bei der Vergrößerung Württembergs im Norden, noch mehr aber im Oberland ganze Landstriche katholischen Glaubens unfreiwillig württembergische Landesteile wurden, ist mit der Zeit auch in ihren Gebieten etwas Ähnliches erwachsen wie die Seminare: die sogenannten „Konvikte“, wörtlich Lebensgemeinschaften; sie sind schon dem Namen nach nicht – wie die Seminare – Heimschulen, sondern Schülerheime, die sich eng an bestehende Ortsgymnasien anlehnen; ihre Leitung hat ein „Präfekt“ d. h. „Vorsteher“, was auf lateinisch dem Ephorus entspricht.

Ob nun Seminarist oder Konviktor, beide waren ursprünglich vor die schmale Ausgangstür des „Konkurses“ gestellt, sie mußten nicht Konkurs, sondern den Konkurs machen, wenn sie in Tübingen ins entsprechende Stift eintreten wollten, um ohne weitere Kosten für ihren Lebensunterhalt Theologie studieren zu können. Es ist ein echtes Konkurrenzexamen, das bedeutet nämlich das Wort Konkurs (eigentlich „Zusammenlaufen“ von Bewerbern wie z. B. beim französischen concours hippique = Pferderennen); denn aus dem ganzen Lande können sich Bewerber um eine solche Freistelle im Stift bewerben, wobei die sechsunddreißig Besten erfolgreich sind. Wenn also in Schwaben einer den Konkurs gemacht hat, dann hat er alles andere als Konkurs gemacht. So knitz sind halt wir Schwaben.

Die Filder – die Felder

In den Akten der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde findet sich aus dem Oktober 1927 eine Anfrage vom Stadtschultheißenamt Stuttgart, die ihren Anlaß in den Erörterungen der Technischen Abteilung des Gemeinderates hatte. Dort war von den Fildern gesprochen worden, und der Vorsitzende hatte Anstoß daran genommen, daß der Berichterstatter von „d e r Filder“ redete. Wie das zu beurteilen und was richtig sei, und ob man etwas gegen den Fehler tun sollte, wollte das angesprochene Stadtschultheißenamt – gezeichnet Dr. Ludwig – nun von der damaligen Abteilung Volkstum im Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege wissen. In Vertretung des gerade auf Dienstreise abwesenden August Lämmle antwortete Professor Hans Schwenkel: „Das Wort ‚Filder‘ ist sicher eine Mehrzahl und bedeutet soviel wie ‚Felder‘. Es ist kein Substantiv der Einzahl vom weiblichen Geschlecht. Man sagt daher: ‚Auf den Fildern wird viel Sauerkraut gepflanzt‘, nicht aber, ‚auf der Filder‘. – Allerdings scheint mir der richtige Sprachgebrauch (Dativ: den Fildern) so allgemein verbreitet zu sein, daß eine besondere Richtigstellung des von Ihnen erwähnten Fehlers sich vielleicht doch erübrigt. Wenn Sie die Frage in der Öffentlichkeit behandeln, so könnte das doch leicht lächerlich wirken, ich möchte davon abraten. Wohl aber käme in Frage, daß Sie sich an das Bezirksschulamt Stuttgart wenden mit der Bitte, es möchte in einem Erlaß anordnen, daß die Stuttgarter Volksschulen Herkunft, Bedeutung und Deklination des Wortes ‚Filder‘ ausdrücklich behandeln.“

Das war 1927. Ob man damals über das als allgemein vorhanden anzusehende sichere Sprachgefühl wirklich noch so wenig im Zweifel sein konnte, wie Schwenkels Auskunft es nahelegt, wird dem fraglich, der eine entsprechende Notiz im Schwäbischen Merkur Nr. 128 vom 5. 6. 1930 liest. Sie führt bewegliche Klage darüber, daß nicht bloß Norddeutsche, sondern auch waschechte Schwaben von „der Filder“ zu sprechen beginnen und daß „die gleiche Sprachentstellung sogar in die amtliche Niederschrift eines württembergischen Ministeriums – und zwar durchgängig – Eingang gefunden hat“. Das beweise, daß es Zeit sei, „Verwahrung gegen solche Mißhandlung unseres schwäbischen Sprachguts einzulegen“. Leider hat sie wenig oder gar nichts geholfen, und die Verderbnis nahm ihren Lauf.

Wer zwar die wissenschaftliche Literatur jener Jahre verfolgt, findet darin keinen Verstoß, weder bei Robert Gradmann noch bei Georg Wagner noch bei Friedrich Huttenlocher noch auch bei Rudolf Weißer in seinem liebenswerten Büchlein über die „Denkmale der Filder aus vergangenen Tagen“.

Wer sich aber dann etwa nach dem Krieg im Alltag umhörte, der mußte feststellen, daß die Unsicherheit im mündlichen Gebrauch des Landstrichnamens seit Schwen-

kels beruhigendem Spruch kräftig um sich gegriffen und nicht einmal vor den Lehrern – auch nicht vor denen der Heimatkunde – in den Schulen der Städte und in denen der Filderdörfer haltgemacht hatte. Dann und wann geben manche Zeitungen allerdings aufklärende Hinweise. Nachdrücklich und eindrucksvoll nimmt ein solcher in der Stuttgarter Zeitung Nr. 113 vom 14. 7. 1949 Stellung gegen den beklagenswerten, schon fast nur lächerlichen Irrtum des Verfassers eines großangelegten soziologischen Gutachtens über den Kreis Eßlingen a. N., der durch die 5 Bände seines Opus hindurch „der Filder, des Filders, dem Filder, den Filder“ deklinierte. „Gelehrsamkeit in Ehren, aber wenn man soziologische Gutachten schreibt, sollte man vielleicht doch auch einmal einen Einheimischen zu Rate ziehen, ehe man Oberamtsbeschreibungen herausgibt“ schließt die „Sch.“ (d. i. vermutlich Erich Schairer) gezeichnete Auslassung, die freundlicherweise auch damals den Einheimischen noch richtiges Sprachempfinden zutraut. Trefflich versucht auch das Stuttgarter Amtsblatt vom 24. 3. 1960 aufzuklären und zu warnen. Doch scheint trotz allem kein Aufhalten mehr zu sein; denn auch die wissenschaftliche Literatur hat nachgegeben.

In einer Tübinger geographischen Dissertation von 1958 über den Schurwald benützt ein Schüler Friedrich Huttenlochers den Namen als weibliche Einzahl, und derselbe Verfasser brachte mit seinem Aufsatz in dieser (!) Zeitschrift – es war im Eßlinger Heft 1961 (S. 90 ff.) – Heimatfreunde dadurch zum Verzweifeln, wenn nicht gar zum grundlosen Zweifeln an der Zuverlässigkeit ihres eigenen Sprachgefühls, daß er ohne das leiseste Bedenken schrieb „die Filder gehört“, „man steigt zur Filder hinunter“, „die Filder ist auch heute noch Bauernland“ usw.

Was geht hier vor sich? Was soll man dazu sagen? Was tun? Wir sind allem nach Zeugen eines greifbaren Sprachwandels: eine in ihrem Sinn nicht mehr verstandene Mehrzahlform wird infolge der Gleichheit der Lautung als weibliche Einzahl aufgefaßt und so behandelt (der oben angezogene Übergang in die männliche Einzahl ist zwar auch ein Zeichen des Zerfalls infolge mangelnden Verständnisses, aber kann als vorläufig ausgesprochen individuelle Sonderleistung jetzt beiseite bleiben). Kein unerhörter Vorgang, daß ein neues offenkundig Unverstandenes an die Stelle eines alten ebenfalls Unverstandenen tritt; besonders ist er auch dem Flurnamenforscher geläufig. Trotzdem schämt man sich ein wenig, wenn man ein solches Verkommen mitansehen muß. Sollten wohlmeinende Sprachverständige und Heimatliebende nicht den Versuch zu nachhaltigem Widerstand machen? Dann hätten sie bzw. ihre Kinder sich später auch nicht den Vorwurf des Mitläufertums zu machen. Wenn gar der oder jener Lehrer darunter wäre,

möchte durch seinen weitwirkenden Einfluß schon einiges gewonnen sein, noch mehr, wenn dazu die Meister der Tageszeitung und des Rundfunks mitmachten und auch ihren örtlichen Mitarbeitern auf die Finger sähen.

Auf alle Fälle mögen für diejenigen, die sich eingehender mit der Sache befassen und die wissen wollen, wofür sie sich einsetzen sollen, erklärend noch einige Zeilen Wort- und Sprachgeschichte beigelegt sein.

Die frühesten heute bekannten Namensbelege für den Landstrich stammen aus den Jahren 1229, 1267 und 1291. Sie lauten „in Vilderne“, „uf Vildern“, „Aehtertingen super Vildern“ (Württ. Urkundenb. III/250; VI, 308; IX, 455. Vgl. Reimold, Die Flurnamen von Echterdingen usw., Stgt. 1941, S. 43 f. Vgl. Das Königreich Württemberg [1882] I, 373 f.). Diese alten Namensformen und die heutige stimmen völlig überein und lassen keinen Zweifel daran aufkommen, daß in den Namen die Mehrzahl von „Feld“, althochdeutsch *fildir*, vorliegt, sei es im ersten Fall oder, wenn verbunden mit einem Verhältniswort (in, auf) im dritten (althochdeutsch *fildirun*). An der Schreibung mit V- oder F- braucht man sich nicht zu stoßen; die beiden Buchstaben wechselten ehemals oft miteinander, meinten aber denselben Laut. Die i-Form in der Mehrzahl nun hat ihren Grund in einem alten Sprachgesetz des Wechsels zwischen e und i unter bestimmten Bedingungen, wie er dem Deutschen noch durchaus geläufig ist in dem Nebeneinander von Berg/Gebirge, Werk/wirklich, Feld/Gefilde, und wie ihn der Schwabe in der mundartlichen Mehrzahlform „Britter“ zur Einzahl „Brett“ genau kennt. Die einst durchaus sprachrichtigen Mehrzahlformen althochdeutsch *brittir*, *fildir* hat man in späteren Jahrhunderten in den meisten Teilen des deutschen Sprachgebietes mit ihrem Stammlaut wieder näher an die Einzahlform herangezogen und zu „Bretter“ und „Felder“ zurückgebildet. Die somit veraltet erscheinenden Formen aber haben sich außerhalb der anerkannten Hochsprache gewissermaßen in stillen Winkeln versteckt und so erhalten – man spricht in der Sprachgeschichte dabei von Reliktformen – und zwar im Flurnamen (Filder) und in der Mundart (Britter; diese Form hat im Schwäbischen im Bestreben nach Lautausgleich innerhalb desselben Wortes umgekehrt wie oben auch in die Einzahl ein [jetzt falsches] i eingeführt: das Britt).

Von einer Namensrarität darf man bei den „Fildern“ also schon sprechen. Handelte es sich dabei nun um ein Naturgebilde oder um eine Briefmarke, dann steckte man es ins wohlbehütete Museum oder klebte sie ins Album. Doch das wäre ja Totes; ohne Bedenken könnte es aus dem Kreis des Lebendigen herausgelöst und für sich verwahrt werden. Ganz anders der Gebietsname! Er ist ein lebendiger Teil der gesprochenen Sprache und bleibt unter der Wirkung ihrer Kräfte; gerade die hier beklagte Veränderung – weiter oben Verderbnis genannt – beweist das.

Und nun noch einmal: was soll man tun? Ist die allem sprachlichen Werden innewohnende Kraft auf die Dauer nicht zu stark, als daß man ihr mit Gründen der Ver-

nunft gewachsen wäre, als daß sich ihre Richtung durch Gebot und Verbot steuern ließe? Und doch: wirkt diese Kraft in der Sprache nicht bloß auf dem Weg über den, der sie spricht? Also sollte ein Anruf an die Sprecher vielleicht doch nicht so wirkungslos sein? Er wäre es sicherlich nicht, wenn diese Sprecher als vernünftige Wesen in ihrem Tun und Lassen *nur* von der Vernunft geleitet würden und nur bewußt handelten. Wie aber kann das Unbewußte einer großen Zahl von Menschen mit lauten Mitteln erfaßt und geleitet werden? Um dieses geht es nämlich, denn gerade das Sprechen mit allen seinen Formen ist – glücklicherweise – das große Feld des Unbewußten. Hier stößt die wissenschaftliche Überlegung zu dem Rätsel des Verhältnisses von Sprecher und Sprache vor. Voll tiefen Geheimnisses ist es, wie die Muttersprache als eine aus dem Wirken der Vorfahren gewordene und von ihnen überlieferte Größe und Kraft der Bindung zwar das Denken, geradezu das Weltbild aller derer weithin bestimmt, die in ihren Kreis gehören oder darin aufgewachsen sind und sie deshalb sprechen und wie sie doch selbst von denselben Menschen Kraft dieses überlieferten Denkens und aus diesem für sie prädestinierten Weltbild wieder um- und weitergebildet und zur Bindung für die nachfolgenden Geschlechter bereitet wird.

Es ginge also jetzt darum, unter den Sprechern vorwiegend des mittleren Neckarlandes mit Hilfe stiller und steter Beeinflussung durch den richtigen Gebrauch, gegebenenfalls immer wieder auch durch Aufklärung und Belehrung das Gefühl für die alleinige Richtigkeit der Mehrzahlform „die Filder“ möglichst breit zu schaffen und tief zu gründen. Wenn hier viele Kräfte am Werk sind und wenn sie in ihren Bemühungen nicht müde werden, dann kann sich die angestammte richtige Form des Namens vielleicht noch einmal durchsetzen und Kindern und Enkeln davon künden, daß wohl schon in der Frühzeit der alamannischen Landnahme die Liasebene südlich von Stuttgart für den Ackerbau geschätzt wurde und im Gegensatz zum umgebenden Keuperwald- und Hügelland Felder trug, daß sie in der Umgegend das Ackerland schlechthin war und deshalb ohne weiteren Zusatz einfach mit der Sachbezeichnung „Felder“ genügend gekennzeichnet und von der Umgebung unterschieden war.

Wer sich trotz allem hier Gesagten noch unsicher fühlt im einwandfreien Gebrauch des Landstrichnamens, der sage jedesmal, ehe er ihn ausspricht, für sich einfach „die Felder, auf den Feldern, von den Feldern“; er kann sicher sein, daß er dann in dem Gebrauch des Namens „Filder“ keinen Fehler mehr macht.

Daß der Name übrigens im weiteren wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Geologen und Geographen, von den Stuttgarter Fildern als dem Prototyp ausgehend, bereits auch als Artbezeichnung für andere Landstriche mit ähnlichen geologischen Bedingungen benützt wird, sei noch am Rande erwähnt. Um so mehr wäre es zu wünschen, daß der sprachlich richtige Gebrauch des Namens für das Ursprungsgebiet lebendig bliebe. Helmut Dölker

Tagungen des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung

Nach unserem ausführlichen Bericht über die Tagung in Aachen 1961 (s. Schwäb. Heimat 1962, S. 93) sei zunächst erinnert an die Exkursionstagung in *Passau* (21.–25. 8. 1962). Sie war vorbereitet und geleitet von Generalkonservator Prof. Dr. Torsten Gebhard, München, und bot nach Führung durch die Stadt und den monumentalen Dom Gelegenheit zur Besichtigung der Donauschiffahrt-Ausstellung; Exkursionen führten in den Bayerischen Wald, durch das Mühlviertel über Freystadt und Kefermarkt nach Linz, und anderntags von dort weiter in das Salzkammergut mit Attersee und Mondsee (mit einem alten „Rauchhaus“ als Freilichtmuseum).

Besondere Bedeutung kam der Tagung in *Münster/W.* zu (21.–25. 8. 63). Diese alte Bischofsstadt wurde nach der Übersiedlung unseres verehrten Prof. Dr. h. c. Gustav Wolf von Berlin dorthin und durch die damit verbundene Aufnahme des „Deutschen Bauernhofbüros“ in das Baupflegeamt Westfalen und insbesondere seit 1949 als Sitz des „Arbeitskreises für deutsche Hausforschung“ zum Vorort der deutschen Hausforschung. Leider war der hochverdiente Gründer unserer Vereinigung, Prof. Wolf, am 28. April 1963 verschieden; dennoch war sein Andenken bei uns allen über die ganze Tagung lebendig. Sein Nachfolger, K. Brunne, widmete dem großen Lehrer und Menschen Worte feierlichen Gedenkens. In seinem bedeutsamen Eröffnungsvortrag (mit Lichtbildern) verbreitete sich Prof. Dr. B. Schier über den „Aufbau der deutschen Volkskultur im Lichte der Hausforschung“. Am folgenden Vormittag sprach Dr. H. Hinz-Moers, über die „Vorgeschichte der niederdeutschen Halle“, Dr. J. Schepers-Münster über „Bauern- und Bürgerhäuser in Westfalen“, ferner Dr. K. E. Mummenhoff-Münster, über „die Adels- und Bürgerbauten im Oberstift Münster z. Z. der Spätgotik und der Renaissance“.

Die erste Omnibusfahrt führte durch das nördliche Münsterland mit Besichtigung mehrerer Großbauernhöfe zu dem malerischen Bergstädtchen Tecklenburg im Teutoburger Wald; in dem von ihm dort erbauten Kreisheimathaus sprach Dipl.-Ing. K. Brunne über die „Umgestaltung alter Stadt- und Dorfkerne“; Dr.-Ing. Just. Bendermacher gemeinsam mit Dr. Goettert, dem Geschäftsführer des „Deutschen Heimatbundes“, eröffneten die interessante Ausstellung „Dorfinventarisierung“, die wertvolle Ergebnisse der Zusammenarbeit von Heimatbund und Arbeitskreis bei der Sammlung und Beschreibung bäuerlicher Kulturdenkmäler ergab. Die nächste Tagesfahrt führte über Wolbeck (Drostenhof), Freckenhorst (Stiftskirche), Stromberg (Burgstädtchen), Rheda (Schloß) nach der alten Ackerbürgerstadt Wiedenbrück mit ihren reichen Fachwerkhäusern. Bei der Nachmittagsfahrt durch den Teutoburger Wald fuhren wir über bemerkenswerte Sattelmeierhöfe bei Bielefeld, ferner durch Halle und

Iburg, schließlich zum Hof Högemann in Glandorf mit seinem gut erhaltenen Wehrspeicher. Die zweite Tagesfahrt galt dem Südmünsterland mit dem Hellweg-Gebiet und Paderborner Land, zunächst verschiedenen Gräftenhöfen, dann den Bürgerhäusern und dem Schlosse von Drensteinfurt und hierauf der „heimlichen Hauptstadt Westfalens“, dem berühmten Soest mit seinen vielen eindrucksvollen Sehenswürdigkeiten. Die Nachmittagsfahrt bot wiederum viel Sehenswertes im Paderborner Land bei Delbrück und später mit den Ackerbürgerstädten Rietberg und Rheda.

Schon in Aachen war als folgender Tagungsort unsere „altberühmte“ Neckarstadt *Eßlingen* in nähere Wahl gekommen. Eingelöst wurde die Zusage dann durch die Exkursionstagung vom 26.–30. Aug. 1964. Oberbürgermeister Dr. Roser hatte uns für die Tagung Räumlichkeiten im sog. „alten Rathaus“ zur Verfügung gestellt. Dieses altehrwürdige einstige Steuerhaus aus der Zeit um 1430 war mit dem prächtigen Bürgersaal und den anstoßenden Gemächern geradezu prädestiniert zur Tagungsstätte.

Am Donnerstag, 27. 8., trat der Arbeitsausschuß um 10 Uhr in der Ratsstube des alten Rathauses zusammen; er erörterte vor allem die Neuwahl des Vorstandes. Bei der um 11 Uhr folgenden Mitgliederversammlung im Bürgersaal gab Oberbürgermeister Dr. Roser in einer Begrüßungsansprache seiner Freude darüber Ausdruck, daß der Arbeitskreis gerade Eßlingen als diesjährigen Tagungsort gewählt habe. In seiner Eröffnungsansprache dankte der 1. Vorsitzende Dr. Schier dem Oberbürgermeister und begrüßte weitere prominente Gäste, insbesondere zahlreiche Teilnehmer aus den Niederlanden, der Schweiz und Österreich. Die Wahl eines neuen Vorstandes wurde notwendig, da der hochverdiente 1. Vorsitzende, Prof. Schier ebenso wie der verdienstvolle Geschäftsführer Dr. Schepers wegen Arbeitsüberlastung dringend um Ablösung gebeten hatten. Erster Vorsitzender wurde der bisherige 2. Vorsitzende, Baurat Brunne. Als 2. Vorsitzender wurde Dir. Dr. Zippelius gewählt, als 3. Dr. Gschwend-Basel, und die Nachfolge in der Geschäftsführung übernahm Frl. E. Krewerth. Prof. Schier wurde zum Ehrenvorsitzenden, Dr. Schepers zum Ehrenmitglied ernannt.

Nach einem von der Stadt gegebenen festlichen Mahl fanden am Nachmittag Stadt-Besichtigungen in zwei sich abwechselnden Gruppen unter Führung von Dr. Walter Supper und Dr. Hans Klaiber statt. Supper führte durch die drei so gänzlich verschiedenartigen Kirchen: die kräftig gegliederte Pfeilerbasilika St. Paul, die durch die großzügigen Ausgrabungen besonders interessante Stadtkirche zu St. Dionysius und schließlich die richtungsweisende frühe Hallenkirche des deutschen Südwestens,

die herrliche Frauenkirche. Unvergesslich das großartige Orgelspiel von Meister Supper in den beiden Großkirchen in freiem Phantasieren über die Choräle „Lobe den Herren, den mächtigen König . . .“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“!

Dr. Klaiber gab einmal von der Burg aus einen aufschlußreichen Überblick über das geschichtliche Werden und Wachsen der Stadt mit ihrem reichgegliederten Aufbau. Zum anderen führte er in einem Umgang durch die Stadt, ausgehend vom einzigartigen Marktplatz, vorbei an allen bedeutenden Sehenswürdigkeiten.

In einem abendlichen Einführungsvortrag mit vielen Lichtbildern bereitete Dr. Lohß die Studienfahrten der nächsten Tage vor.

Bei herrlichem Sommerwetter fuhren am Freitagmorgen zwei Busse auf die Höhe der Filderebene, vorbei an zahllosen Krautäckern und dem Flughafen, nahe vorüber am Großstuttgarter Stadtgebiet. Daß Stuttgart mit rund 5000 ha Wald, 5600 ha Obstanlagen und Gärten und 3700 ha Ackerland und Reben die größte Obstbau- und landwirtschaftliche Gemeinde und eine der größten Weinbaugemeinden im Bundesgebiet sei, erregte Staunen und Verwunderung, ebenso wie die vielfach unbekannte Tatsache, daß Stuttgart mit 18 Mineralquellen nach Budapest das stärkste Mineralwasservorkommen Europas besitze mit einer täglichen Schüttung von 18 Mill. Liter.

Die erste Besichtigung galt in *Eltingen* einer der schönsten Dorfstraßen unseres Landes mit ihren beiderseits nahezu einheitlich angereichten, alten Fachwerkhäusern und besonders dem Dreiseithof Hartmann. Weiter gings hinauf zur *Solitude*. Die Sammlung auf der Terrasse des Schlosses gab willkommene Gelegenheit zu einer lebhaften Ovation für den gerade auch um Eßlingen hochverdienten Prof. Rudolf Lempp, dem wir u. a. die kongeniale Erneuerung des „alten Rathauses“ und des Frauenkirchturms verdanken. Der weite Ausblick bot Veranlassung zu vielseitigen Ausführungen über den geologischen und landschaftlichen Aufbau der Umgegend und ihren Siedlungscharakter; einen kulturgeschichtlichen Rückblick in „Schillers Heimatjahre“ und die Epoche Herzog Karl-Eugens, des Erbauers des Schlosses mit seinen einst umfassenden Anlagen hatte Dr. Lohß schon unterwegs im Bus gegeben. Und schon mahnte die Uhr. Die Weiterfahrt erfolgte in zwei Abteilungen, einerseits zur Besichtigung der großstädtischen Vorsiedlung „Giebel“, andererseits des Aussiedlerhofs Mandfred M. vor Gerlingen. Da hatte man nun den Gegensatz zwischen dem altherwürdigen, doch vielfach überholungsbedürftigen Dreiseithof in Eltingen und einer für moderne Betriebswirtschaft geplante und wohlgedachte bäuerliche Neusiedlung mit überaus praktischen, behaglichen, neuzeitlichen Wohnräumen. Wer dann noch hörte, wie rationell sich hier wirtschaften läßt, dem ziehen bei einem Vergleich von einst und jetzt zwei Seelen durch die Brust, und vom bäuerlichen Standpunkt aus neigt sich die Waagschale wie von selbst der neuzeitlichen Lösung

zu (bis Sept. 1964 in Baden-Württemberg 4357 Aussiedlerhöfe).

In gemeinsamer Weiterfahrt durchfuhren wir *Ditzingen* mit seinen Fachwerkhäusern und -höfen beim Rathaus, und bald war die ehemals freie Reichsstadt und traditionelle Schäferstadt *Markgröningen* erreicht. Der Vortrag des Schäferlaufs machte sich in lebhaft vorbereitendem Treiben bemerkbar. Vorbei am gut restaurierten altschwäbischen Haus Egler (v. J. 1470) zum prächtigen Rathaus. Nach freundlichem Willkomm durch Bürgermeister Steng übernahm Professor Dr. Erh. Lenk die Führung zu Sehenswürdigkeiten der Stadt: dem Landesfruchtkasten v. J. 1495, der alten Kelter, dem Wimpelinhäus mit schön gegliedertem Fachwerk, durch die „finstere Gasse“ mit ihren stattlichen Fachwerkhäusern aus dem 16. und 17. Jh., vorüber an der bedeutsamen katholischen Kirche (früh. Spitalkirche, 1297 geweiht) zur geschichtlich wie künstlerisch gleich wertvollen gotischen Stadtkirche (1470–1520). Über Enzweihingen mit dem 1622–24 erbauten (1956 renov.) „großen Haus“ mit seinem reichen Fachwerk ging die Fahrt in das alte unterländische Haufendorf *Lienzingen*, das sich, im Gegensatz zu den südwürttembergischen Dörfern mit ihren Einhäusern großenteils aus Dreiseithöfen zusammensetzt: das Wohnhaus steht in Giebelstellung zur Straße, dahinter im rechten Winkel die Scheuer und zu dieser wiederum rechtwinklig eine Hütte (= Schopf; oben Holzlege, unten Kleintierställe). Der Umgang führte zunächst zum Kirchhof, dem in Württemberg am besten erhaltenen Beispiel einer mittelalterlichen Kirchenburg als Fliehbürg. Über der Ringmauer stehen rings um die Kirche aneinandergebaute Zufluchthütten, die sogen. „Kammern“, unter denen sich sogar geräumige Keller mit Tonnengewölben erhalten haben, trotz des Brandes v. J. 1692, bei dem damals die alten „auf der Kirchenmauer rings herum gestandenen Kammern zugrund gegangen“. Unter dem Turm der Kirche (um 1450) der Chor mit Netzgewölbe (Hinweis Obrt. Kittel). Weitergang über die Spindelgasse; Nr. 92 einstock. altes Fachwerkhaus mit ausgehauener Brezel am Eckbalken; überplattete Schwellen an den Hausecken hier wie sonst öfters für die ältesten Häuser (16. Jahrh.) am Ort charakteristisch.

Vorüber an der hier bis zu 8 m hohen Ringmauer mit ihren romanischen Buckelquadern weiter zur „Wassergasse“ mit dem alten Pfarrhof und hernach zum Hof des weil. Veit Pfullinger v. J. 1627, der als Musterbeispiel eines sog. „fränkischen Hofes“ gilt (richtiger wäre „mitteldeutscher Hof“); der Hof ist heute in manchen Teilen verändert, wie auch andere Höfe am Ort. Nach Besichtigung weiterer Häuser und Höfe und kurzer Ausschau auf *Zaisersweiher* mit seinen stattlichen Fachwerkhäusern und einem wohl erhaltenen Dreiseithof v. J. 1564 war bald *Maulbronn* erreicht. Die Wunderwelt dieser schönsten deutschen Klosteranlage erschloß Dr. Graf Adelman. Auf der Rückfahrt bot sich Gelegenheit, bei

einem Halt in *Pinache* auf die Besonderheit der württembergischen Waldenserdörfer und ihrer Bewohner einzugehen.

Beim abendlichen geselligen Beisammensein im Bürgersaal Eßlingen erfreute uns Dr. Ing. J. Bendermacher mit der Vorführung zahlreicher, vielfach farbiger Dias von der vorjährigen Tagung in Münster. Der Vortrag der feinsinnigen Legende vom „Geiger zu Gmünd“ (J. Kerner) sollte auf die Andertagsfahrt einstimmen.

Die zweite Exkursion führte in den „Sonntagswinkel“ des unteren und mittleren Remstals. Das erste Ziel war das heute rund 2000 Einw. zählende *Strümpfelbach* mit seinen vielen Fachwerkhäusern aus dem 16. und 17. Jh., von denen nicht weniger als 32 unter Denkmalschutz stehen. Unter der großen, offenen Laube des i. J. 1591 über dem Strümpfelbach mit verziertem Eichengebälk erstellten Rathauses lauschten die Fahrtteilnehmer den ortsgeschichtlichen Ausführungen von Oberlehrerin Weißhaar. Nach Besichtigung des altertümlichen Rathauses folgte man ihr ins Oberdorf, vorbei an der Kirche und manch schön geziertem Fachwerkgiebel bis zum Kamm'schen Haus v. J. 1606; dann am Fuß der wohlgepflegten Weinberge zum Unterdorf, wiederum an zahlreichen reichgegliederten Fachwerkhäusern vorbei zu einem von 2 Familien bewohnten Weingärtnerhaus vom J. 1587 (beim unteren Backhaus); es ist 4mal vorgekragt und trägt im Giebel allerhand hölzerne Schmuckformen (Sonnenräder, Neidkopf). In *Beutelsbach* galt der Besuch der großartig angelegten Remstalkellerei mit ihren Arbeitsräumen und weitläufigen Lagerhallen mit ganzen Fluchten von riesigen Weintanks aus Metall, aber auch riesigen Holzfässern. Alles in blendender Sauberkeit! Aber noch erfreulicher für uns waren die Weinproben. Leider mahnte die Uhr wieder zum Aufbruch und zur Weiterfahrt nach *Schorndorf*. Nach kurzer Einstimmung bestaunten wir in der Stadtkirche die wundersame Decke der Taufkapelle mit dem filigranartig feingegliederten Steingewölbe mit dem Stammbaum Jesse.

Ein aufziehendes Gewitter konnte uns nicht abhalten, den von allen Auswärtigen als ganz einzigartig bezeichneten Marktplatz (freigelegt von Dipl.-Ing. Arch. J. C. Rösler) und dessen Umgebung mit Künkelin- und Daimlerhaus zu besichtigen; dann nahmen uns vor dem einsetzenden Platzregen die Busse auf und beförderten uns hinauf in das 250 m höhergelegene *Welzheim* und seinem renommierten „Lamm“ zu erstklassigem Mittagmahl, gewürzt von einer feingeschliffenen Lobrede unseres Prof. Schier auf das bisher Gelungene. Kurz, aber lohnend war der Teilbesuch des Heimatmuseums. Weiter ging die Fahrt über Pfahlbronn (Limes!) und Alfdorf nach *Schwäbisch*

Gmünd. Gemeinsam besuchten wir die ehrwürdige St. Johanneskirche (um 1220), eine spätromanische Pfeilerbasilika aus der Stauferzeit; das gotische Heiligkreuz-Münster (1310 begonnen), ein Meisterwerk des weitverzweigten Baumeistergeschlechtes der Parler, wohl die älteste und größte Hallenkirche in Süddeutschland mit ihrem herrlichen stern- und netzgewölbten Chor und dem Kapellenkranz, hinterließ tiefen Eindruck. Die übrigen Sehenswürdigkeiten besahen die Teilnehmer auf eigene Faust an Hand eines Stadtplanes. Recht lohnend war die Anfahrt zur spätromanischen Stiftskirche zu *Faurndau*.

Für die dritte Exkursion in einem Bus am Sonntag, 30. 8., ward uns wieder herrliches Spätsommerwetter beschert. Ein Genuß für sich schon die Fahrt durch den Schönbuch vorbei am Kloster Bebenhausen nach *Tübingen*. Die vielseitigen Ausführungen von Prof. Dölker bei der Besichtigung der Stadt waren öfters gewürzt mit allerhand vom Genius loci eingegebenen Anekdoten und Witzen. Im Ludwig-Uhland-Institut für Volkskunde bewillkommnete uns dessen Leiter, Professor Dr. Bausinger. Mit Dr. Merkelbach geleitete er uns durch die Sammlungen. Einen Hochgenuß „für Kenner und Liebhaber“ bot der Raum mit den wertvollen Bauernhaus-Modellen.

Nach zügiger Weiterfahrt durch das obere Gäu fuhren wir in den Schwarzwald ein, ins Nagoldtal, zunächst zum Mittagmahl in *Ebhausen*, wo Dr. Fr. H. Schmidt uns willkommen hieß. Bei fröhlicher Tafelrunde bekräftigte Prof. Basler den Dank an die Tagungsführer.

Auf der Weiterfahrt genossen wir den Ausblick auf Dorf und Schloß *Berneck* und gelangten nach *Gaugenwald* ins Gebiet der Schwarzwälder Waldhufendörfer. Dr. Schmidt erteilte eine gelungene Freilichtlektion über die Eigenart dieser besonderen Siedlungsart. Als letztes Tagesziel steuerten wir das merkwürdige Bergwerkstädtchen *Neubulach* an mit seinen 800 Einwohnern und seinem dermalen „über die Maßen reichen Kupfer und Eisen-Bergwerk“ und einst besonders rührigem Bergbau auf Silber (Hochblüte im 13. Jh.), an den heute noch das Silbertor erinnert. Vogtei und Hohenberger Schloß sind stattliche Fachwerkhäuser; Reste der früheren Befestigung gemahnen an eine bewehrte Vergangenheit. Oberlehrer Ohngemach erfreute durch gediegene historische Ausführungen.

Auf der Heimfahrt wurde noch mancherlei erläutert, so über die Eigenart der württembergischen „Stillen im Lande“, für „Auswärtige“ insofern beachtlich, als der Pietismus aus der Geistesgeschichte Württembergs und der Sozialgeschichte des schwäbischen Bauerntums nicht wegzudenken ist.

Max Lohß

Natur- und Landschaftsschutz

Dr. Paul Goes, *Natur- und Landschaftsschutz in Baden-Württemberg*. Texte naturschutzrechtlicher Bestimmungen mit Auszügen aus dem Planungs-, Bau-, Straßen-, Wasser-, Flurbereinigungs- und Verteidigungsrecht. Richard Boorberg Verlag, Stuttgart, Taschenformat, 188 Seiten. DM 9.60.

Dr. Eberhard Bopp, *Das Naturschutzrecht in Baden-Württemberg*. 2. erweiterte Auflage. Kohlhammer Gesetzestexte, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1963. Taschenformat. 77 Seiten. Preis 7.50.

Allzuweit ist noch, selbst unter Gebildeten, die Meinung verbreitet, Naturschutz sei eine Liebhaberei von Menschen, die mehr mit ihren Gedanken im Luftreich phantastischer Wünsche als mit den Beinen auf dem Boden der rauen Tatsachen lebten. Man weiß zwar, daß es da und dort großzügige Stifter gab und gibt – im In- und Ausland – die ganze Landschaften aufkaufen und dann als Naturparke der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Man genießt diese Gaben von begnadeten und wohlhabenden Sonderlingen, so wie man die Schloß- und Wildparke der vergangenen Monarchien als unentbehrlichen Besitz, erwünschten Erholungsraum und als Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr schätzt und mit Selbstverständlichkeit als Volkseigentum betrachtet. Daneben sieht man vielfach mit skeptischer Untätigkeit dem Verbrauch an Erholungslandschaft und ursprünglicher Natur zu, der durch die Erweiterung der Siedlungen, durch Straßenbau und sonstige Verkehrsmaßnahmen, aber auch durch die sogenannten „Meliorationen“, Bach- und Flußverbesserungen, Mooraustrocknungen, landwirtschaftlichen Umsiedlungen und Flurbereinigungen und sogar durch den Drang der Erholungssuchenden selbst in die Natur hinaus verursacht werden. Man stimmt zwar grundsätzlich den Bemühungen der Wander- und Naturschutzbünde zu und genießt ihre Einrichtungen. Wo man aber selbst von einem Verbot betroffen wird, in einer Bauabsicht beschränkt wird oder sonst eine Ablehnung erfährt, meldet sich Widerstand.

Die höchst unsachlichen Angriffe gegen die geplanten Maßnahmen zum Schutz der Landschaft um Hohenstaufen und Rechberg sind ein gutes Beispiel für eine solch egoistisch-kurzfristige Haltung.

Sind nicht alle diese Maßnahmen und Entwicklungen, die zwangsläufig zur Inanspruchnahme der freien Landschaft führen – so wird gefragt – notwendig und berechtigt? Kann man dem Städter, der vielleicht in schlechter Luft nicht nur arbeiten, sondern auch wohnen muß, das Wochenendhaus am Waldrand oder die Badehütte am Seeufer verbieten? Kann man dem Verkehr Grenzen setzen und ihn zu Umwegen zwingen, wenn sich eine gerade Linie anbietet, nur weil diese durch ein Wald- und Wiesental führt? Muß nicht der Landwirt aus der Enge dörflicher Altbauten in bessere Betriebsgebäude und näher zu seinen zusammengelegten Feldern gebracht werden? Wie soll dabei die Natur in alter Form erhalten werden, die überall den Rohstoff für all diese Änderungen liefert? Sind nicht auch „Waldsiedlungen“ für die überbordenden Städte eine berechtigte Auswehlösung aus ihrer Enge? Wozu überhaupt noch Schutz der Natur, wenn nichts mehr zu retten ist?

Eine solche Einstellung wäre nicht nur für jeden einzelnen Menschen gefährlich und unwürdig, sie widerspricht sogar dem im Bundes- und Landesrecht niedergelegten

Willen der Allgemeinheit. Die Tatsache, daß der Schutz der Natur und die weitestmögliche Erhaltung ihrer inneren Gesetzmäßigkeit bis zum Leben von Tier und Pflanze nicht nur luxuriöser Ästhetizismus ist, sondern in ganz grundlegender Beziehung zur Gesundheit und Lebensfähigkeit des Menschen steht, ist nicht nur vom Arzt und Naturwissenschaftler anerkannt, sondern sie hat auch in der Gesetzgebung ihren konkreten Niederschlag gefunden, und zwar in viel weitergehendem Maß als in der Allgemeinheit bekannt ist. Selbst die mit naturverändernden Maßnahmen beschäftigten Behörden, wozu nach den neuen Bestimmungen des Bundesbaugesetzes auch die Gemeinden als Bearbeiter ihrer Flächennutzungs- und Bebauungspläne gehören, sind hierüber manchmal nicht bis in alle Einzelheiten informiert, sonst könnte es nicht vorkommen, daß immer wieder Projekte bekannt werden, bei welchen die für den Natur- und Landschaftsschutz Verantwortlichen gar nicht oder zu einem viel zu späten Zeitpunkt gehört und unterrichtet werden.

Es ist deshalb zu begrüßen, daß die Texte aller naturschutzrechtlichen Bestimmungen mit Auszügen aus allen einschlägigen Vorschriften des Planungs-, Bau-, Straßen-, Wasser-, Flurbereinigungs- und Verteidigungsrechts von einem Fachmann in handlicher Taschenausgabe nach dem neuesten Stand zusammengefaßt wurden.

Dr. Paul Goes, der viele Jahre als Berichterstatter im Innenministerium von Baden-Württemberg mit Fragen der Naturschutzgesetzgebung befaßt war, hat damit den Behörden und ihren im Naturschutz häufig ehrenamtlich tätigen Mitarbeitern ein wertvolles und übersichtliches Hilfsmittel in die Hand gegeben, das hoffentlich insbesondere die wirkungsvolle Zusammenarbeit der verschiedenen Stellen auf diesem Gebiet fördert. Mißerfolge und unbefriedigende Lösungen sind ja in der Regel nicht durch bösen Willen verursacht, sondern eher durch mangelhafte Fühlungnahme und Unkenntnis der Möglichkeiten. Nutzen wird aus der besseren Kenntnis der Vorschriften und der gesetzlichen Einwirkungsmöglichkeiten auch der Bürger ziehen können, der mit wachem Auge die Änderungen verfolgt, welche die fortschreitende Mechanisierung und Industrialisierung überall mit sich bringt und der sich aufgerufen fühlt, aus seiner politischen Verantwortung das Mögliche zu tun, um diese Entwicklung in menschlich-natürliche Bahnen zu lenken. Dabei ist auch an die Stadt- und Gemeinderäte zu denken, welchen durch die neue Bundesbaugesetzgebung eine viel größere Verantwortung zugewachsen ist als früher; sie müssen wissen, daß sie sich nicht nur für den Schutz der Natur einsetzen können, sondern daß es zu ihren Pflichten gehört, dies zu tun soweit nur irgend möglich. Hier haben außerdem die freien Vereinigungen, die sich mit Naturschutz und Heimatpflege befassen, noch eine große Aufgabe vor sich, in der ihnen die übersichtliche Zusammenstellung als Wegweiser dienen kann, wo und wie gegebenenfalls in ein fast unaufhaltsam scheinendes Geschehen eingegriffen werden kann. Es ist bemerkenswert, daß die neuere Naturschutzgesetzgebung der Schweiz die Mitwirkung solcher privater Vereinigungen, welche sich den Naturschutz zur Aufgabe gestellt haben, offiziell vorsieht. Wir haben da noch etwas nachzuholen!

Auch wenn demnächst, wie zu hoffen ist, der Naturschutzdienst bei den höheren Naturschutzbehörden vollends aufgebaut ist, wird für seine Beauftragten das Büchlein fast unentbehrlich sein, insbesondere wegen der darin enthaltenen Vorschriften über den Schutz von Tieren und Pflanzen, welche durch besondere alphabetische Verzeichnisse dem Gebrauch durch den Laien hilfreich entgegenkommen.

In einem Abschnitt B, der fast die Hälfte des Büchleins einnimmt, hat Goes die naturschutzrechtlichen Bestimmungen aus 20 Gesetzen und Verordnungen, die in Ba-

den-Württemberg gültig sind, vom Grundgesetz bis zum Verteidigungsrecht, auszugsweise zusammengefaßt. Gerade dieser Abschnitt enthält besonders wertvolle Hinweise auf Handhaben, die bisher vielfach zu wenig beachtet werden.

Der Schlußbemerkung in der Einleitung wird man bei aller Anerkennung der Arbeit des Gesetzgebers uneingeschränkt Recht geben: Daß nämlich „der Naturschutz nicht durch Gesetze, sondern durch die Gesinnung der Menschen verwirklicht werden muß“. Möge das vorliegende Büchlein und sein Gebrauch die rechte Gesinnung und die Verantwortung gegenüber der Natur stärken und beleben.

Fast gleichzeitig erschien in zweiter, erweiterter Auflage in den Kohlhammer-Gesetzestexten das „Naturschutzrecht in Baden-Württemberg“ von Dr. E. Bopp, Ministerialdirigent im Kultusministerium. Abgesehen von der Erweiterung um die seit 1959 erschienenen neuen Verordnungen enthält die neue Ausgabe das vom Kultusministerium erlassene Muster für Landschaftsschutzverordnungen und den auch bei Goes enthaltenen gemeinsamen Erlaß aller zuständigen Ministerien über die „Beteiligung von Naturschutzbehörden und Naturschutzstellen“ vom 29. 6. 1960. Die Gesetzestexte (Reichsnaturschutzgesetz, Baden-Württembergisches Ergänzungsgesetz, Änderungsgesetz, Durchführungsverordnungen) sind nun getrennt angeordnet, doch ist das Verfahren beibehalten, den einzelnen Paragraphen kurze Erläuterungen beizufügen. Da Dr. Bopp die ganze Arbeit der Gesetzgebung seit Jahren entscheidend mitgetragen hat, sind gerade diese Notizen für die Praxis der Anwendung und für das Verständnis des vom Gesetzgeber Beabsichtigten von großem Wert.

Mögen die Gerichte bei ihren Entscheidungen sich die Gesichtspunkte des Gesetzgebers immer so zu eigen machen, daß der Zweck und Sinn der Bemühungen des Naturschutzes zum Wohl der Gesamtheit erreicht wird. Dann wird auch der Einzelne, auf die Dauer gesehen, den besten Nutzen davon haben.

W. Kittel

Schönes Württemberg

Ein erfreulich guter Bildband zeigt uns in 108 großformatigen Aufnahmen den Reichtum Württembergs an Kirchen und Schlössern, an Burgen, an alten Rat- und Bürgerhäusern. Auch sucht dieser Band den Reiz der Landschaft, das Besondere und ganz Einmalige ihres Charakters wie die spannungsreiche Vielfalt ihres Lebens festzuhalten. Wie wechselvoll sich die bald heiter-anmutigen, bald herben und strengen Züge dieser Landschaft ineinanderfügen, das macht die Bildpoesie dieser Aufnahmen an vielen Beispielen sichtbar. Sie zeigen, wie das Neckartal, die Alb, Oberschwaben, der Schwarzwald, das Hohenloher Land sich mit ihren jeweils eingeprägten Konturen zu einem Raum zusammenschließen, der weder Eintönigkeit kennt, noch ins Maßlose drängt. Natur, Architektur und Kunst, Fest und Alltag, Handel und Gewerbe kommen so in der Sprache dieser Bilder mannigfach zu Wort. Das alles ist unser „Schönes Württemberg“, wie der – im Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt/Main, erschienene – Band betitelt ist (Preis: 21.50 DM).

In der Einleitung und den Erläuterungen zu den Bildern sagt Otto Heuschele viel Wesentliches über den Menschen und seinen Lebensraum, über das Schwabentum in Vergangenheit und Gegenwart, über die vielseitigen Fähigkeiten, von denen die Leistungen seiner Denker und Dichter, seiner Erfinder, Techniker und Organisatoren zeugen. Im Zusammenklang von Text und Bild vermittelt

daher dieses Buch ein nicht alltägliches Erlebnis. Es macht jedem, gleichviel, wie lange er in diesem Raum schon lebt, eindringlich bewußt, wieviel Kostbares und Denkwürdiges es hier zu sehen, mit spürbaren Sinnen in sich aufzunehmen gibt.

Emil Wezel

Frankenland

Eugen Kusch, *Land der Franken*. Mit einer Einführung von Kasimir Edschmid. 188 Seiten mit 150 ganzseitigen Abbildungen. Verlag Hans Carl, Nürnberg. DM 29.50. –

Franken war im frühen Mittelalter als Herzogtum ein machtvolles staatliches Gebilde gewesen; im Lauf der Jahrhunderte sind seine politischen Konturen mehr und mehr verschwommen und heute gehört das Frankenland teils zu Baden-Württemberg, teils zu Bayern. Doch die stammesmäßige Eigenart und die kulturelle Einheit sind über die häufig wechselnden Herrschaftsgrenzen hinweg geblieben, so daß eine Gesamtschau über das Land der Franken nicht nur gerechtfertigt, sondern ein echtes Bedürfnis ist. Eugen Kusch, dem wir so manchen Länder- und Städtebildband verdanken, hat dieses Bedürfnis in der schönsten Weise befriedigt. Sein Einfühlungsvermögen, sein Blick für das Wesentliche und Typische und sein hervorragendes photographisches Können haben zusammengewirkt zur Schaffung eines Bandes, der landschaftliche Schönheit ebenso zur Geltung bringt wie künstlerische Kostbarkeiten. Natur und Kultur, Geschichte und Volkstum sind gleicherweise berücksichtigt. Kusch gibt zu den einzelnen Bildern, in denen er neben bekannten Motiven viel Reizvolles aus weniger begangenen Gegenden eingefangen hat, anregende Erklärungen und Hinweise. Die erlebnisstarke Einführung von Kasimir Edschmid rundet und verklärt das farbenfrohe Mosaik des landschaftlich so begnadeten, geschichtlich und kulturell so reichen Gebietes. Der Leser möge sich durch das trefflich ausgestattete Buch anregen lassen und mit Scheffel recht bald „ins Land der Franken fahren“.

O. Rühle

Wo Kocher, Jagst und Tauber fließen. Ein Hohenloher Heimatbuch, herausgegeben von Werner Martin Dienel. Verlag Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn und Crailsheim 1963. DM 12.80.

Es war ein guter Gedanke, eine Auslese des Besten zu veranstalten, was je über Hohenlohe geschrieben wurde und dabei Wissenschaft und Dichtung – auch die mundartliche – zu Wort kommen zu lassen! Die Natur wird dabei etwas stiefmütterlich behandelt; über die landschaftsbildenden Faktoren sowie die Pflanzen- und Tierwelt hätte man gerne Einiges mehr vernommen. Die besten geschichtlichen Beiträge stammen von Kost, Wunder, Krüger, Schumm und Grünenwald. Vielleicht hätte man hier und dort etwas vorsichtiger auswählen sollen, so bei der Erörterung über die Haller Heller und ihre Inschrift F.R.I.S.A. (Fridericus Romanorum Imperator Semper Augustus); denn es ist gefährlich, die Deutung auf „friesisch Hall“ und den daraus gezogenen Schluß „auf Verbindung mit dem germanischen Händlerstamm der Friesen“ weiterzugeben! Andere Beiträge sind mehr feuilletonistisch gehalten; warum auch nicht, sofern dahinter ein gut fundiertes Wissen steht. Am besten ist wohl die dichterische Auswahl geglückt, wenn auch Mörikes Gedicht „Auf einer Wanderung“ (In ein freundliches Städtchen) nicht in die Reihe der Bad Mergentheim gewidmeten Beiträge gestellt werden darf (gemeint ist Neuenstadt a. d. L.). Das Mundartliche ist ganz ausgezeichnet erfaßt, weshalb auch der Abschnitt „Hohenlohesche Sprache und Dichtung“ am stärksten anspricht.

Ad. Schabl

Schwarzwald

Hermann Schilli, *Das Schwarzwaldhaus*. 312 Seiten Text mit 102 Textfiguren; 204 Abb.; 22 Tafeln mit maßstäbl. Bauaufnahmen; W. Kohlhammer Verlag Stuttgart. DM 38.—.

Ein hochwertiges Heimatbuch wie dieses, das zu den besten seiner besonderen Art gehört, kann zwar kein Bestseller sein, der zu vielen Hunderttausenden aufgelegt wird; aber es ist doch eine Bestätigung für die Güte dieses hervorragenden Schwarzwaldbuches, daß es nach wenig mehr als 10 Jahren völlig vergriffen war. Ebenso erfreulich, daß es nun in 2. und wie man zu sagen pflegt „verbesserte“ Auflage wieder vorliegt, in gleich vorbildlicher Ausstattung.

Wir verweisen auf die ausführliche Besprechung von Schillis Meisterwerk in „Schwäb. Heimat“ 1954, 2, S. 89/90 und bestätigen gerne, daß einige unserer damaligen „Anregungen“ befolgt worden sind: So ist die Neuauflage bereichert (S. 281–292) durch die vortrefflichen Worterklärungen von Prof. Dr. O. Basler, durch die der gelehrige Leser jetzt unterrichtet wird über das bodenständige Wortgut aus der hergehörigen bäuerlichen Mundart, wie z. B. über Barn, Libding, Obede, Tram; bei Ausdrücken wie kär (= Keller) wäre im Schriftverzeichnis ein Hinweis auf Fischers Atlas der schwäbischen Mundart oder auf „Wörter und Sachen“ Beiheft 2 (1913) für die engen sprachmundartlichen Beziehungen zwischen Baden und Württemberg erwünscht gewesen.

Währendem sich der durch seine tatkräftige Förderung mitverdiente Prof. Friedrich Metz (Freiburg i. Brsg.) in der 1. Auflage als Herausgeber auf ein halbseitiges Vorwort beschränkte, hat er nunmehr auf 2½ Seiten gewichtige Worte „zum Geleit“ vorausgeschickt. H. Schilli selbst hat seinem neuerstandenen Werk ein beachtliches neues Schlußkapitel angefügt und kann in seinem neuen Vorwort zu Recht sagen: „Die vor 11 Jahren dargebotenen Forschungsergebnisse sind richtig, wie die in den vergangenen Jahren weiter nachhaltig betriebenen Untersuchungen ergeben haben. Das Buch ist also nicht veraltet und kann mit gutem Gewissen der Öffentlichkeit aufs neue vorgelegt werden.“ Es wird aber nicht nur „dem Schwarzwald zu seinen alten Freunden neue gewinnen“, sondern es wird erneut allenthalben viel Freude machen und allseitig dankbare Anerkennung finden, nicht zuletzt bei der jungen Generation, die seit 1953 heran-gewachsen ist und die das schöne Werk für sich persönlich, wie für neue Schulen und Ämter, ihren Bibliotheken als reichen Gewinn einverleiben wird.

Max Lohß

Max Rieple, *Erlebter Schwarzwald*. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. 248 Seiten, 20 Tafeln. Verlag Stähle & Friedel, Stuttgart. DM 17.80. —

In kurzer Zeit hat dieses „Hohe Lied auf den Schwarzwald“ — wie es Prof. Asal, der Vorsitzende des Schwarzwaldvereins, in seinem Geleitwort nennt — die zweite Auflage erlebt, die gegenüber der ersten wesentlich verbessert werden konnte. Es ist ein Gesamtbild des Schwarzwaldes für den Wanderer, Skiläufer, Autofahrer, Natur-, Kunst- und Heimatfreund. Ein umfangreicher Anhang — bearbeitet von Albert Allgaier — bringt über 200 Tourenvorschläge und zwei Karten, verzeichnet die Höhenwege des Schwarzwaldes, Unterkunftshäuser, Jugendherbergen, Campingplätze, Aussichtstürme, Heimatstuben, Heilbäder und Winterkurorte, Skikurse, Skilifte und Bergbahnen und erschließt in einem Ortsregister den reichen Inhalt des Bandes. Die Wanderung beginnt im nördlichen Schwarzwald und führt über all die

landschaftlichen Schönheiten des mittleren und südlichen Schwarzwaldes, bis sie im Hotzenwald und am Hochrhein endet. Der Dichter Max Rieple versteht es meisterhaft, über Natur und Kunst, Geschichte und Kultur, Volkstum und Volksbrauch zu erzählen, so daß ein lebensvolles Bild einer deutschen Landschaft und ihres eigengeprägten Menschenschlages entsteht. 20 sorgfältig ausgewählte Aufnahmen typischer Schwarzwaldmotive bereichern das schöne Buch, dem man recht viele besinnliche Leser wünscht.

O. Rühle

Bodensee und Allgäu

Der Bodensee in der Buchreihe „Deutsche Lande — Deutsche Kunst“, bearbeitet von Georg Poensgen. 2. völlig umgearbeitete Auflage. 60 Seiten Text und 160 ganzseitige Tafeln nach Neuaufnahmen von Helga-Schmidt-Glassner und Theodor Seeger. Deutscher Kunstverlag, München, 1964. Ganzleinen DM 19.50.

Aus dem 1951 erstmals erschienenen Buch ist ein völlig neues Werk geworden, das durch viele bisher im Bild nie gesehene Blickpunkte und den Spürsinn für das Abseits-liegende überrascht; der Textteil ist umgearbeitet und erweitert (13 Kupferstiche, zumeist nach Merian, geben ihm eine besondere Note), der Bilderteil um 40 neue Tafeln vermehrt, dem Titel ist eine prächtige Farbtafel aus dem Graduale in St. Katharinental vorgesetzt worden. In einem Bodenseepan sind die besprochenen Orte übersichtlich herausgestellt.

Konnten bei der Erstauflage nur die unmittelbar am Seeufer gelegenen Kulturstätten mit ihren Ausstrahlungen berücksichtigt werden, so wurden in der Neuaufgabe auch tiefer im Land gelegene Kunstzentren wie St. Gallen, Schaffhausen, Ravensburg und Weingarten in die Betrachtung einbezogen. Einer Zusammenfassung über „Mittelpunkte und landschaftliche Bereiche der Kultur am Bodensee“ folgt ein „Kunsthistorischer Überblick“. Die Hauptdaten der überreichen Geschichte des Bodenseegebietes sind bis in unser Jahrhundert in einer übersichtlichen Zeittafel registriert. Außerdem wird jede Bildtafel eingehend erläutert.

Über den rein kunstgeschichtlichen Sachverhalt hinaus werden die allgemeinen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge sichtbar. Dieses neue Bodenseebuch wird von selbst zu einem „Führer“ im eigentlichen Sinne des Wortes, der sich als zuverlässiger Reisebegleiter, aber auch zur Vorbereitung und zum Studium daheim vortrefflich eignet. Wer den Bodensee liebt, wird mit Freude zu diesem Buche greifen.

W. Weber

Kurt Martin, *Die ottonischen Wandbilder der St. Georgskirche Reichenau-Oberzell, und Ingeborg Schroth, Die Schatzkammer des Reichenauer Münsters*. Reichenau-Bücherei, Band 2 und 3. Jan Thorbecke-Verlag, Konstanz. Je DM 15.50.

Die Reichenau-Bücherei will im Laufe der nächsten Jahre ein geschlossenes Bild der Kunst und Kultur der Reichenau geben. Nach den vorliegenden Bänden, zu denen — als Nr. 1 — das Werk „Der hl. Pirmin und sein Missionsbüchlein“ gehört, wird man dieser Reihe seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Die hier besprochenen Arbeiten sind methodisch einwandfrei aufgebaut, wissenschaftlich gegründet und gut mit Anschauungsmaterial versehen (Band 2 mit 10 Tafeln in Schwarzweiß und 11 Farbdrukken, Band 3 mit 51 Tafelabbildungen). Das besondere Verdienst der Darlegungen von Martin liegt in der Entwicklung der Entdeckungs- und Restaurierungsgeschichte

der Wandbilder; der Abschnitt „Abhängige und spätere Reichenauer Wandmalereien“ bringt einen Ausblick auf die Reichenauer Schule des 11.–12. Jahrhunderts. Dieser freilich mutet spärlich an; auch fehlt ein Hinweis auf die Wandbilder in Kappel. Ein ausführliches Literaturverzeichnis legt Rechenschaft ab über die wissenschaftlichen Grundlagen der Darstellung. Der Wert des Bandes über die Schatzkammer des Münsters liegt vornehmlich in dem gut ausgearbeiteten Katalogteil zu den abgebildeten Werken; er wird durch einen Überblick in der Einleitung ergänzt. *Ad. Schabl*

Die älteste Karte des Allgäus – Christoph Hurters Karte des Illerstroms und beiderseits umliegenden Allgäus, 1619. Allgäuer Heimatbücher, hrsg. v. Dr. Dr. Alfred Weitnauer, 38. Bändchen. Verlag für Heimatpflege Kempten, 2. Auflage, 1963. DM 15.–

Die Karte erstreckt sich auf die Lande zwischen Donau (von Lauingen bis Rottenacker) und Alpen (etwa zwischen Füssen und Isny), erfaßt somit auch das östliche Oberschwaben zwischen Riß und Iller, weiter um Aitrach, Eschach, Untere und Obere Argen. Der für alte Kartenbilder charakteristische Blick aus der Vogelschau macht die Betrachtung vergnüglich (in Ochsenhausen etwa sieht man das alte Kloster abgebildet). Zum Faksimileblatt schrieb Friedrich Zollhoeffler eine Einleitung, die Wissenswertes zur Kartengeschichte, zum Werk Hurters und über diesen selbst enthält. *Ad. Schabl*

Leutkirch im Allgäu, Geschichte, Wirtschaft und Kultur im Spiegel der Jahrhunderte von Emil Vogler. Herausgegeben von der Stadt Leutkirch, 1963. DM 13.–.

Das Buch ist das Ergebnis einer liebevollen und gewissenhaften Auseinandersetzung mit einer der bedeutendsten schwäbischen Reichsstädte. Der Verfasser gründet seine Ausführungen dabei auf die vorliegenden Forschungsergebnisse – im Frühmittelalter auf die von Viktor Ernst – und schöpft in den eigentlich stadthistorischen Abschnitten voll aus den Quellen des Stadtarchivs. Er vermag deshalb seine Leser sowohl nach der Seite der allgemein geschichtlichen Entwicklung als auch der besonderen Altleutkircher Verhältnisse zu befriedigen. Aus vielen einzelnen Zügen tritt dabei das fest geprägte Antlitz eines oberschwäbischen reichsstädtischen Gemeinwesens hervor, das sich im Wandel der Zeiten eigenkräftig behauptete und noch behauptet. Zu S. 50 eine kleine Anmerkung: der heutige Bau der Klausur wurde 1689 unter Leitung von Franz Beer errichtet. *Ad. Schabl*

Sindelfingen

Sindelfingen. Das Bild einer Stadt im Wandel der Zeiten. Herausgegeben anlässlich der 700-Jahrfeier der Stadterhebung 1263–1963. Verlag Adolf Röhm, Sindelfingen, 1963. DM 19.50.

Dieses Werk ist ein vollkommener Spiegel von Sindelfingen, dieser unerhört alten und jungen, gewordenen und immer noch werdenden, geschichtlich geprägten und lebendig weiter wachsenden Stadt. In vielen guten Bildern und knappen, treffenden Sätzen werden Vergangenheit und Gegenwart beschworen, aufeinander bezogen und ineinander verwoben, so daß jeder Freund von Sindelfingen dieses einzigartige, immer noch viel zu wenig bekannte Gemeinwesen klarer erkennen und noch mehr lieben wird. Eugen Schempp gibt einen Überblick der Stadtgeschichte. Gerhard Schwenk zeigt Alt-Sindelfingen im Spiegel der Sindelfinger Zeitung. Hanns Gottfried

Kusch führt in die städtebauliche Leistung der jüngsten Zeit ein. Die gelungene Buchgestaltung hatte Georg Sellgrad. Der Röhm-Verlag hat damit den Büchern über Sindelfingen von Helmut Gräßle und Hermann Weisert, dazu dem über Sindelfingens Familien von Helmut Maier ein Werk an die Seite gestellt, das in überzeugender Weise für die Stadt wirbt und diese, gerade in ihrer unwahrscheinlichen geschichtlichen Spannweite, zur Anschauung und Darstellung bringt. *Ad. Schabl*

Das Kernerhaus und seine Gäste

Ein liebenswerter Beitrag zur schwäbischen Geistesgeschichte liegt in einem schmalen Band von Erinnerungen vor. *Theobald Kerner* schildert darin „*Das Kernerhaus und seine Gäste*“ (Eugen Salzer Verlag, Heilbronn; 128 Seiten, 4.50 DM). Der Sohn des Dichters Justinus Kerner (1786–1862), der als Oberamtsarzt viereinhalb Jahrzehnte in Weinsberg gelebt hat, erzählt und berichtet über diese Zeit. Dabei ist die Schilderung der reichbewegten Tage des genialen Elternhauses so frisch und farbig, wie dies wohl nur der ungewöhnlich wachen Aufgeschlossenheit und Miterlebenskraft eines Erzählers gelingt, dem diese Atmosphäre schon seit jungen Jahren zum eigenen Lebenselement geworden ist. Aus vielen einzelnen, einfühlsam aufgezeichneten Zügen entsteht so ein jeweils in sich geschlossenes Bild von Justinus Kerner, der als Arzt und Dichter ein echter Romantiker war, und seinem „Rickele“, das ihm als Frau und Mutter selbstlos zur Seite stand.

Kerner hat tatsächlich wie kein zweiter im schwäbischen Dichterkreis den Geist der Romantik verkörpert. Allein schon sein gütiges offenes Wesen, das keinen Hinterhalt kennt und sich dennoch dem Rätselvollen und Hintergründigen mit seltsamer Leidenschaft hingibt, zieht eine solche Zahl illustrierter Gäste an, daß sein Haus zu einem wahren Sammelpunkt des Geisteslebens jener Zeit wird. Mörike, Lenau, Graf Alexander, David Friedrich Strauß, Friedrich List, Uhland, Freiligrath, Geibel – jeder von ihnen enthüllt in diesem weltauftgeschlossenen Freundeskreis etwas von der Not und dem Glück, denen schöpferische Naturen sich so schutzlos ausgesetzt wissen und trotzdem ihre stärksten Schaffensimpulse verdanken. Wie weit die Romantik sich dem Grenzenlosen öffnet, zeigen aber nicht zuletzt die Begegnungen des Arztes mit Somnambulen und Besessenen – Menschen, über deren Erleben Kerner bereits in den Aufzeichnungen der Seherin von Prevorst berichtet hat.

Es ist erfreulich, daß dieser – ohne Pathos und gedankenschwere Problematik geschriebene – Erinnerungsband, der erstmals 1894, letztmals 1913 erschien, in einer sehr ansprechenden, leicht gekürzten Neuausgabe vorgelegt wird. Dem Verlag und dem Justinus-Kerner-Verein gebührt dafür besonderer Dank. *Emil Wezel*

Mundartgedichte

Benedikt Schock, Guckt dr Mo' durchs Ladespältle. Verlag Eduard Dietenberger, Schwäb. Gmünd. O. J. (1964). DM 9.80.

„Endlich!“ möchte man angesichts dieses Bändchens ausrufen, wenn man nämlich die Mundartgedichte eines Benedikt Schock kennt, die in den dreißiger Jahren in der Zeitschrift „Württemberg“ erschienen, und weiß, daß dieser Mann seitdem schwieg. Freilich machten gerade diese Gedichte deutlich, daß der Verfasser ein echter Schwabe ist, einer der Stillen im Lande, welche die

Dinge lange in ihrem Herzen bewegen und dann noch hundertmal in den Fingern herumdrehen, bis sie diese hergeben. Nun, nach fast dreißig Jahren, liegt die Ernte vor. Daß der Dichter oft rückblickend spricht, kann also nicht wundernehmen; aber gerade hierin darf man eine große Tugend dieses Werkes erkennen: es ist eine schwäbische Möglichkeit, aus Erinnerung – im eigentlichen Sinne! – zu sprechen. Hier schaut einer sich selbst und seinesgleichen an und redet von dem, was er so anschaut, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nur der naturhafte, muttersprachliche, herzlich gemütsinnige Klang des mundartlichen Wortes ist die einem solchen Stoff gemäße Form; hinzu kommt, daß sich mundartlicher Satzbau, Satzrhythmus und -melodie gut mit dem Versmaß verbinden. Was auf diese Weise gesagt wird, handelt vom schwäbischen Menschen, seinem Land, seinen Tieren und Pflanzen, die alle mit großer Liebe – in ihr ruht der innerste Zusammenhalt der Schöck'schen Dichtungen – zusammengeschaut werden. Zu solcher Liebe gehört auch der Humor, also nicht der pointierende Witz. Hier wird selten laut gelacht, wohl aber oft gelächelt oder leis vor sich hin geschmunzelt, wobei es um eine feine, zarte und dennoch still überlegene Teilnahme am Menschlichen und Allzumenschlichen geht. Im tieferen Grund tritt eine Religiosität zutage, die Gottes Gegenwart im Nahen und Nächsten spürt:

„Dr liebe Gott mecht s Fenster auf
ond wenkt mit weiße Tüechle,
kommt do e hoiligs Gschmäcke rauf –
do bachet se scheint Küechle.

Ond weils grad Sonntig ischt ond Moi
do bsuecht r seine Baure,
tuet do e Stendle, sett fast zwoi
mitlache ond mittraure.

...

Frogt jeden, ob n ebbes druck,
ond hot für alles Sälble.
Beim Hoimweg en de Hemmel zruck
begleitet n zwoi Schwälble.“

Und die Sprache? Gmünder Schwäbisch, wie es heute gesprochen wird, also auch mit neueren Lehnworten wie „veräbble“ usw. Im übrigen rät der Verfasser dem Leser, sich die Gedichte selbst mundgerecht zu machen. Er kann dies, weil es dabei – im Gmünd von heute! – nicht um eine stark lokal gefärbte Dialektvariante geht; es wird ja auch nicht „pro forma“ schwäbisch gesprochen, sondern recht eigentlich im Herzen, aus ganzer Seele. Eine solche Sprache aber ist in gewissen Grenzen variabel.

Ad. Schabl

Kalender für den Heimatfreund

Schwäbischer Heimatkalender 1965. In Verbindung mit dem Schwäbischen Heimatbund und dem Schwäbischen Albverein herausgegeben von Karl Götz. 76. Jahrgang 1965. 128 Seiten. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart. Kartoniert DM 1.80. Der neue Jahrgang dieses seit Jahrzehnten beliebten Kalenders ist wieder ein klarer Spiegel unseres Landes, seiner Menschen und unserer Zeit. In sorgfältig ausgewähltem Wort und Bild vereint er sinnvoll das Gestern und das Heute. Auch der neue Schwäbische Heimatkalender ist wieder eine Fundgrube heimatlicher – vorwiegend heiterer – Geschichten, Aufsätze, Gedichte und Betrachtungen. Erzählungen von Hebel, Hauff, Kerner, Lämmle, Schussen, Reyhing u. a. wechseln ab mit Gedichten, Versen und vielen heiteren Anekdoten und Geschichten. Dr. Brude schreibt dieses Jahr über „Unser

Brot“, Dr. Schahl erzählt behaglich vom Raimund, einem der letzten Postkutscher aus dem Oberland. Aus der Landesgeschichte werden vor allem die Zeit Herzog Carl Eugens und die Teilnahme der Schwaben am napoleonischen Feldzug nach Rußland lebendig. An denkwürdigen Gestalten begegnen uns Schubart, der große Mathematiker Tobias Maier aus Marbach, Karl Friedrich Reinhardt aus Schorndorf, der als Vikar bei seinem Vater in Balingen anfang und schließlich Gesandter Napoleons, Graf und französischer Pair wurde, dem Taylle- rand die Grabrede hielt. Gedenkblätter sind Theodor Heuss, Ludwig Finckh und Therese Köstlin gewidmet. Von den Landschaften unseres Landes tritt dieses Mal das Allgäu stärker hervor. Es wird gezeigt, wie dort schon vor fast 400 Jahren erstgemacht wurde mit Flurbereinigung, Aussiedlung, Dorfauflösung und Lastenausgleich. Aus der Rede von Ministerpräsident Kiesinger zum 75-jährigen Bestehen des Schwäbischen Albvereins sind seine Ausführungen über die Gefahren für Wald und Flur, für Landschaft, Wasser und Luft, vor allem aber für die Menschen unserer Zeit herausgehoben.

Spemanns Heimatkalender 1965 (W. Spemann Verlag Stuttgart. DM 6.80) bringt in reicher Mannigfaltigkeit für jede Woche ein Bild aus dem Leben oder der Natur oder der Kunst. Das ausdrucksvolle Porträt des Odenwälder Bauern in seiner angestammten Tracht erfreut uns ebenso wie der Chiemsee-Fischer bei seiner schweren Arbeit oder der Lobgesang der Sängerknaben aus Bad Tölz. Alle deutschen Gauen sind mit herrlichen Landschaftsaufnahmen vertreten, von Helgoland zum Bodensee, von Aachen bis Königsberg; ergreifend besonders das Bild von der samländischen Bernsteinküste in ihrer erhabenen Einsamkeit. Aus dem Reich der Kunst sind vor allem Architektur und Plastik berücksichtigt; hier spannt sich der Bogen von der vorkarolingischen Königshalle in Lorsch bis zur schwungvollen modernen Brücke in Düsseldorf, vom Johannes des Naumburger Doms bis zur Karikatur des Höflings im Weikersheimer Schloßpark.

Wie alljährlich bietet sich die Kalender-Trilogie des Verlags Stähle & Friedel (Stuttgart) zur Begleitung durch das Jahr 1965 an. Da ist zunächst der *Ski- und Bergkalender* (DM 5.20), den wiederum Walter Pause geschaffen hat. Auf 36 Bildtafeln tritt dem Beschauer unverfälschte Natur in überwältigender Schönheit entgegen: Felsen und Gipfel von unbändiger Wucht, tief-schwarze, melancholische Seen, Sonne und ziehende Wolken, glitzernde Schneefelder. Nützlich sind dem Skiläufer und Bergsteiger die Beschreibungen von Wanderungen und die Hinweise auf Unterkunft. Den besinnlichen Leser ergötzen geistvolle Plaudereien. – Im *Kalender Maler und Heimat* (DM 5.80) spiegelt sich auf 13 originalgetreu wiedergegebenen farbigen Kunstblättern die Heimat, wie sie der Künstler sieht. War es bei früheren Jahrgängen mehr die Heimat im engeren Sinn, so greift der Kalender 1965 weiter aus – zur Heimat „Europa“. Von der Nordsee bis Südspanien sind die Landschaftsmotive gewählt, welche namhafte Künstler des 20. Jahrhunderts meisterhaft gestaltet haben. Wertvoll sind die Kurzbiographien und Bildbeschreibungen auf der Kalender-Rückwand. – Der *Blumenkalender* (DM 4.30) bietet auf 13 Farbblättern naturgetreue Wiedergaben von Aquarellen des bekannten Blumenmalers Professor Otto Ludwig Kunz, die unserer heimatlichen Blumenwelt gewidmet sind. Die Lieblichkeit des bescheidenen Veilchens wird ebenso nachempfunden wie die Schönheit des Sanddornstrauchs. Botanische Erläuterungen bereichern das Wissen des Naturfreundes.

O. Rühle

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1964/65

Wir verweisen auf die Ankündigung in Heft 3/1964 der „Schwäbischen Heimat“, S. 184, und geben hiermit zunächst eine ergänzte Zusammenstellung der restlichen Veranstaltungen in der 1. Hälfte des Winterhalbjahres:

Kunst und Künstler der Gegenwart

Führungsreihe

von Kunstmaler Alfred Lehmann und Dr. Adolf Schahl

Im Rahmen dieser Reihe finden mehrere Ausstellungs- und Atelierbesuche statt, von denen alle diejenigen Mitglieder verständigt werden, die sich dafür – bei freibleibender Beteiligung von Fall zu Fall – anmelden. Wer bereits im letzten Jahr daran teilnahm, braucht sich nicht mehr anzumelden. Kosten entstehen, von Eintrittsgeldern bei Ausstellungen oder Omnibusfahrten zu entfernten Ateliers abgesehen, keine.

Landschaftsverunstaltung und Naturschutz

Vortrag von Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber
(mit Lichtbildern)

Freitag, 4. Dezember, 19.30, Aula der Staatsbauschule.

In der zweiten Hälfte des Winterhalbjahres finden, außer den Führungen, innerhalb der obengenannten Reihe „Kunst und Künstler der Gegenwart“, folgende Veranstaltungen statt:

„Technische Kulturdenkmale“

Vortrag von Dr. Adolf Wissner
(mit Lichtbildern und Film)

Freitag, 15. Januar, 19.30, Aula der Staatsbauschule. Dr. Adolf Wissner vom Deutschen Museum in München wird in diesem Vortrag an Hand von Lichtbildern eine lebendige Vorstellung der technischen Kulturdenkmale

unserer Zeit vermitteln. Denn auch die Technik hat ihre Geschichte und auch sie steht heute in der Gefahr, wichtige Denkmale dieser ihrer Geschichte in unwiederbringlicher Weise zu verlieren. Auch im Blick auf das für Baden-Württemberg angestrebte Freilichtmuseum, wo jene Denkmale ihren Platz finden sollen, wird man den Ausführungen von Dr. Wissner mit gespannter Erwartung entgegensehen. Abschließend wird ein Tonfilm über alte Wasserschöpfpräder an der Regnitz vorgeführt.

Unsere Wälder im Wandel der Zeiten

Vortrag von Landforstmeister a. D. Richard Lohrmann

Freitag, 12. Februar, 19.30, Aula der Staatsbauschule. Ausgehend von der nacheiszeitlichen Waldentwicklung, die noch ohne Zutun des Menschen vor sich ging, wird der ständig steigende Einfluß des Menschen auf die Wälder in geschichtlicher Zeit geschildert, der schließlich im 18. Jahrhundert zu einer starken Devastation der Wälder führte. Mit dem Einsetzen einer geordneten Forstwirtschaft folgte im 19. Jahrhundert eine Periode des Wiederaufbaus, der wir die Wälder verdanken, welche wir heute vor uns haben. Die Lichtbilder werden diese Entwicklung zu lebendiger Anschauung bringen.

Schmuck aus 3 Jahrtausenden

Besuch des Schmuckmuseums im Reuchlinhaus Pforzheim

Samstag, 27. Februar, 13.30 (im Omnibus). Ein Flügel des Reuchlinhauses Pforzheim birgt ein Schmuckmuseum, von dem sich derjenige, der es nicht kennt, kaum eine Vorstellung machen kann. In dunkeln Räumen gleißen in hellerleuchteten Wand- und Hängekästen sowie Pulten kostbarste Schmuckgegenstände dreier Jahrtausende und vieler Völker. Eine Führung wird wichtige Hinweise geben, wenn auch das Erlebnis, das die Besucher erwartet, die Möglichkeiten des Verständnisses weit übersteigt. Teilnahmegebühr: DM 6,50.

*Evangelischer Kirchenbau
zwischen Bindung und Wagnis*

Vortrag von Kirchl. Oberbaurat Klaus Ehrlich
(mit Farblichtbildern)

Freitag, 5. März, 19.30, Aula der Staatsbauschule. Im vielgestaltigen Kirchenbau unserer Tage sind die Bindungen der Tradition noch erkennbar; die Wandlung zu einem neuen Gestalten ist jedoch augenfällig. An Beispielen aus dem Raum der Württ. Landeskirche soll dargestellt werden, wie sich in den vier Jahrhunderten evangelischen Kirchenbaues liturgische Konzeption und bauliche Gestaltung veränderten, welche Einflüsse von außen wirksam wurden, und welche Entwicklungslinien sich ablesen lassen.

Uffkirchhof

Führung von Stadtamtmann Hermann Ziegler

Samstag, 6. März (Beteiligung nur nach Anmeldung, Zeit wird bekanntgegeben). Neben dem Kreuzpunkt römischer Straßen entstand im frühen Mittelalter eine Liebfrauenkapelle; bei ihr wurden die Bewohner der Siedlung Uffkirch und bis ins hohe Mittelalter auch die von Hofen, Schmidlen, Fellbach, Unter- und Obertürkheim beerdigt. Ab 1506 wurde der Uffkirchhof auch Begräbnisstätte für die Cannstatter. Nur wenige, die an den Mauern dieses Kirchhofs mit den Autos eilig vorbeifahren, wissen, daß hier Pioniere des Automobilbaus, Gottlieb Daimler und Wilhelm Maybach, aber auch Ferdinand Freiligrath und Wilhelm Ganzhorn vereint mit vielen Kurgästen Cannstatts des 19. Jahrhunderts aus ganz Europa ruhen. Von ihnen und vielen anderen bedeutenden Bewohnern Cannstatts soll berichtet werden.

Vogelkundlicher Filmabend

mit Vortrag von Dr. C. König

Freitag, 2. April, 19.30, Aula der Staatsbauschule. Der Vortragende, Konservator an der Staatlichen Vogelschutzwarte für Baden-Württemberg, wählte für seinen Vortrag vor allen Dingen die Vogelwelt der Pleidelsheimer

Kiesgruben, weil dieses Vogelparadies vor den Toren Stuttgarts bedroht ist und mit dem betreffenden Film einiges über die Vogelwelt dieser Baggerseenlandschaft ausgesagt wird; außerdem werden zusätzlich Vogelstimmen auf Tonband vorgeführt und erläutert. Abschließend folgen ein Streifen über zweckmäßige Winterfütterung für Spechte, Kleiber, Meisen und Baumläufer und ein kurzer Schwarzweißfilm über die Nistplatzwahl des Steinschmätzers.

Limesmuseum Aalen

Führung von Dr. Filtzinger

Samstag, 10. April, 13.30 (im Omnibus). Das 1964 neu eröffnete „Limesmuseum“ ist Ziel dieser Studienfahrt; der Fachmann wird dessen Bestände erläutern. Außerdem besteht Gelegenheit, das „Heimat- und Schubartmuseum“ kennenzulernen. Eine kurze Stadtführung ist damit verbunden. Teilnahmegebühr (Fahrt, Eintritte, Führung): DM 9,50.

Waldfriedhof

Führung von Stadtamtmann Hermann Ziegler

Samstag, 24. April (Beteiligung nur nach Anmeldung, Zeit wird bekanntgegeben). Nach langen Überlegungen und Auseinandersetzungen in den bürgerlichen Kollegien und in der Bürgerschaft entschied sich die Stadt Stuttgart 1911, zwei neue große Friedhöfe zu bauen. Einer davon entstand im Wald auf der Gemarkung des eben eingemeindeten Vororts Degerloch; er wurde, mit den Ehrenhainen beider Weltkriege als Mittelpunkt, unser stimmungsvoller Waldfriedhof. Es sind nun 50 Jahre her, daß der Waldfriedhof mit der Beerdigung eines Kriegsoffiziers eingeweiht wurde. Viele bekannte Stuttgarter haben auf ihm ihre letzte Ruhe gefunden: Robert Bosch, Sigrid Onegin, Erwin Bälz, Oskar Schlemmer, Paul Bonatz, Wolf Hirth, August Lämmle und Theodor Heuss ruhen hier mit vielen anderen für die Geschichte von Stadt und Land wichtigen Persönlichkeiten. Ihrer soll gedacht werden.

Eduard Mörike, Werke und Briefe

Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N. bereitet eine historisch-kritische Edition sämtlicher Werke und Briefe Eduard Mörikes vor. Die Ausgabe erscheint im Auftrage des Landes Baden-Württemberg. Sie möchte alle überlieferten Handschriften Mörikes berücksichtigen. Die Besitzer von Manuskripten, Briefen, Zeichnungen und sonstigen Autographen des Dichters wie auch von Briefen an ihn und zeitgenössischen Dokumenten, in denen er Erwähnung findet, werden gebeten, dem Schiller-Nationalmuseum davon Mitteilung zu machen.

Ferienwoche Weil der Stadt

25. 7. bis 1. 8. 1964

Die Beschränkung auf den Raum um Weil der Stadt, das Heckengäu somit und den nordöstlichen Schwarzwaldrand, erwies sich bei dieser Tagung als besonders fruchtbar. Teilweise wurden – mit verschiedenen Führenden – dieselben Strecken mehrfach befahren. Dabei begegneten sich Geologe, Historiker und Kunsthistoriker; die Teilnehmer aber erfuhren darin eine tiefere Begegnung, die zwischen Natur und Geschichte. Immer wieder war das von diesem Begriffspaar umrissene Wechselverhältnis faßbar, so in den Ausführungen von Oberstudienrat Gittinger über die Bodenformen von Muschelkalk und Buntsandstein in ihrem Zusammenhang mit Bewachsung und Besiedlung oder auch bei Erörterung der Verwerfung bei Calw, welche die Voraussetzung für die geschichtliche Bedeutung des Platzes ist – wie von der Höhe über Stammheim aus zu sehen war. Dr. Irtenkauf wieder entwickelte als Historiker die Geschichte der klösterlichen Kolonisation des Nagoldtales um Hirsau (Reichenauer Bartholomäuskirche in der Pletzschenau, Lorschener Nazariuskirche, schließlich gräfl. Calwer Klostergründung und deren Erneuerung auf Anregung des mit dem Calwer Grafenhaus verwandten späteren Papstes Leo IX. durch die „Hirsauer“. Er legte dies an der Aureliuskirche sowie dem Peter-und-Pauls-Kloster in Hirsau, dazu der Kirche des „hl. Kentus“ dar, wobei er die Herkunft der Candidusverehrung aus Innichen ablehnte und eine ehemalige Nonnenkirche bezweifelte, im übrigen in den Chorfresken des „hl. Kentus“ die Vermischung der Candidusverehrung mit der Verehrung des hl. Thomas von Canterbury feststellte.

Von Dr. Schahl wurden die Verse

„Z'Weißich isch der Teifel fleißig
Z'Flacht bleibt er über Nacht
Z'Wimse hockt er uff 'em Simse“

mit dem besonderen Charakter des Heckengäus in Zusammenhang gebracht, wo die Erscheinungen des Lebenskampfes stärker ausgebildet sein mußten als im Strohgäu (wurde doch den Wimsheimern sogar einmal anbefohlen, „mehr Civilität“ zeigen zu lassen). War es Zufall, daß hier Mörikes Urfreund Hartlaub saß, der in Wermutshausen und Stöckenburg eine gleiche Vorliebe für weltentlegene Pfarreien bewies? War es Zufall, daß hier der Pietismus eine besondere Heimstätte fand und Eduard Mörike im nahen Möttlingen Blumhardt besuchen konnte, um durch ihn, in der ersten Umarmung, Heilung zu erfahren?

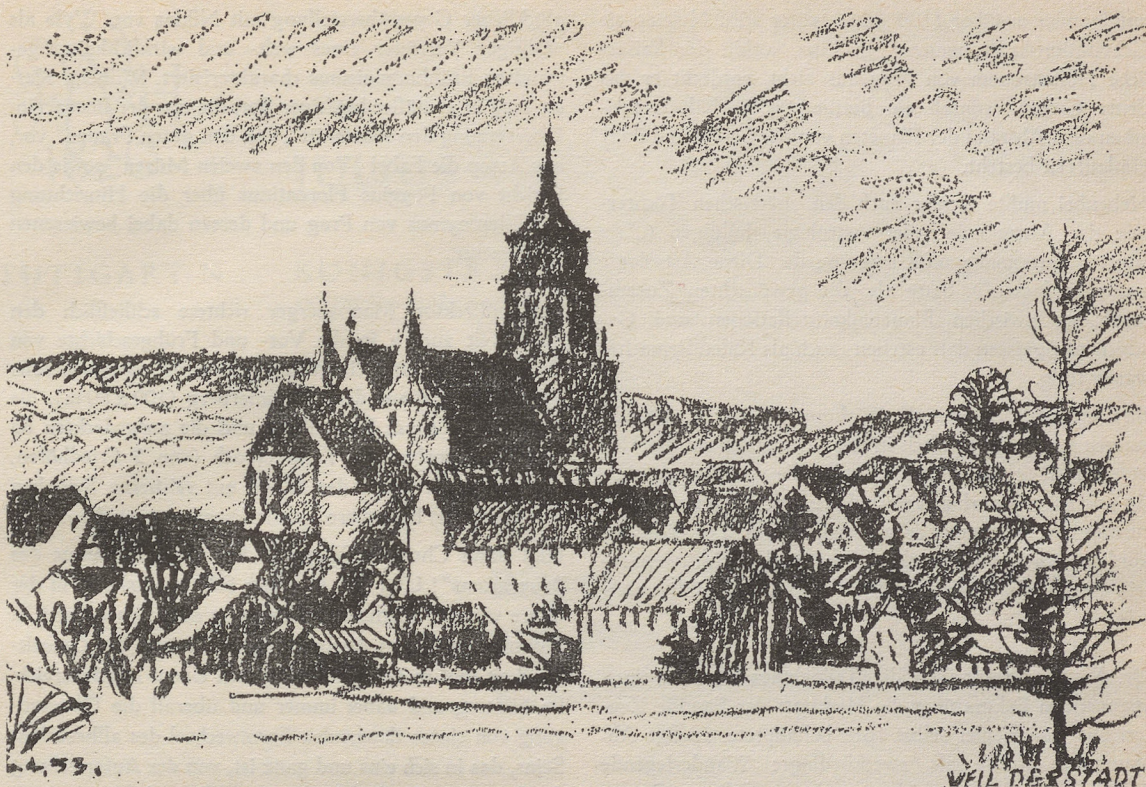
Wieder in eine andere Richtung deuten die im Heckengäu erhaltenen Wehrkirchen: man brauchte sie – im Hinterland der Landesdefensionslinie – bis in die Zeit um

1700. Manche kennzeichnen sich durch ihre Steinhäuser noch als „Zitadellen“ zisterziensischer Pfleghöfe (Grangien). Und dann ist unvermutet ein solches Wunder an Größe und Form des Bauwerkes sowie der Ausstattung da wie die Tiefenbronner Kirche, deren – vor allem für ihre Umgebung! – ganz ungewöhnliche Art sich nur erschließt, wenn man weiß, daß sie eine von weither besuchte Wallfahrtskirche war.

Den Rahmen um das Ganze spannte schließlich Prof. Dr. Dölker, der in einer siedlungskundlichen Fahrt den Haufendörfern des Gäus mit ihren Gewannfluren und Dreifelderwirtschaft die „Hausäcker“-Landschaft des östlichen Schwarzwalds mit ihren grundherrschaftlich kolonisationsartigen Waldhufen (Reihenhofsiedlung) entgegenstellte, ältere Einsprengel anderen Charakters (Neuweiler, Stetten) hervorhob und in Neubulach wiederum ein „Novum“ vorführte: ein am Silber- und Kupferbergbau reich gewordenes Städtchen – womit wiederum der besondere Charakter der von den Grücklern von Neubulach erbauten Effringer Hallenkirche – zusammenhängen mag. Zavelstein, Wildberg, Berneck als typische Schwarzwald-Burgstädte wurden nicht übersehen. Die Badeorte Liebenzell und Teinach hatte schon der Geologe verständlich gemacht, nicht ohne das Phänomen des „Liebenzeller Granits“ – mitten im Buntsandstein – zu würdigen (an der Straße zwischen Liebenzell und Hirsau). So wurde aus Faden und Schuß ein dichtes Gewebe gewirkt. Das Beste freilich tat das Land selbst mit seinen weißen Hafer- und rostbraunen Weizenfeldern, den kühlen Wäldern. Bei Beinberg gab es eine kleine volkskundliche Kostbarkeit zu beachten: Frauen schnitten Hafer mit Sicheln, wobei sie die Halme in halber Kniehöhe abschnitten und die Büschel in einer unglaublich schönen Bewegung, aufgerichtet sich umwendend, auf die hohen Stoppeln hinter sich legten.

Und Weil der Stadt! Wie eine Stadt in den Hintergründen eines gotischen Tafelbildes lag sie mit ihren roten Buntsandsteintürmen im Grün des Würmtales unter dem wolkenlos blauen Himmel. Die Teilnehmer lernten sie bald als das kennen, was sie äußerlich und innerlich war: eine freie Reichsstadt.

Bürgermeister Oberdorfer sprach in diesem Sinne aus reichsstädtischem Bewußtsein. Bis 1803, so hörte man, wurde am 24. August die Totenmesse anlässlich der Niederlage der Städte gegen Graf Eberhard den Mildern im Jahre 1388 bei Döffingen gefeiert. An die Aversionen Weil der Stadt/Leonberg wurde erinnert. Und dennoch wurde diese Stadt, deren Bild heute noch dadurch geprägt wird, daß sie beim alten Glauben blieb – also auch in



Weil der Stadt. Zeichnung von Walter Kittel

einem konfessionellen Gegensatz zu Württemberg stand (das Weil der Stadt wiederum den Reformator Brenz verdankt) – schließlich doch württembergisch, fristete ihr Dasein von ihren Märkten, entwickelte nur aus dem einheimischen Zeugmachergewerbe eine Industrie, während das einst blühende Goldschmiedegewerbe einging. 1866 lebte die österreichische Sympathie auf; noch die Angehörigen des Komitees zur Erstellung des Keplerdenkmals waren größtenteils Österreicher. Und heute? Wenn Weil der Stadt seinen, in großen Denkmälern gegenwärtigen, Geschichtserinnerungen leben will, so deshalb, weil es im Herzen und eigentlichen Verständnis reichsstädtisch blieb und der Überzeugung ist, daß die Welt Weil der Stadt braucht, so wie es ist: als die kleine, freie – und dies heißt nicht in den Sog unserer Zeit gerissene – Stadt. In diesem Sinne stellte Bürgermeister Oberdorfer seine Schlußdarlegungen (bezüglich deren auch auf seinen Beitrag im Band „Kreis Leonberg“ der Reihe „Heimat und Wirtschaft“ hingewiesen wird) unter zwei Sätze: „Wer ist stark genug, das Bündnis mit zwei Jahrtausenden auszuschlagen?“ und „Eine ehemalige freie Reichsstadt lebt nicht für sich, sie betrachtet sich nach ihrem besonderen Wert in ihrer Bedeutung für's Ganze“.

Studiendirektor Mannsperger machte in knapper, treffender Sprache die Teilnehmer mit dem Stadtbild von

Weil der Stadt vertraut. Fräulein Martha List – Herausgeberin des Inselbuches (Nr. 576) „Johannes Kepler – Der Mensch und die Sterne“ – führte durch das Keplermuseum, das derzeit von Dr. Albert Walzer neu aufgestellt wird. Es gehörte mit zum Erlebnis der Woche, wie plötzlich mitten aus der „kleinen freien Stadt“ der Bogen geschlagen wurde in die Welten überirdischer Sphärenharmonien. Denn letzten Endes handelte der Vortrag von Professor Walther Gerlach von diesen Harmonien. Tycho Brahe lehnte nicht umsonst das Kepler'sche „Mysterium cosmographicum“, gedruckt 1596 in Tübingen, als deduktiv gewonnen ab. Und doch dienten, nach seinem Tod, seine Beobachtungen dazu, die Richtigkeit der Kepler'schen Theorie zu erhärten. Im Keplermuseum waren an einem Modell die Planetenbahnen zu sehen, die innerhalb von Kugelschalen verlaufen, welche zwischen den fünf regulären Körpern liegen. Die Astronomia nova von 1609 bringt dann, unter Verwertung der Brahe'schen Messungen nach einem neuen mathematischen Verfahren, das 1. und 2. Kepler'sche Gesetz (die Planetenbahnen bilden keine Kreise, sondern Ellipsen, die Verbindungslinien Sonne/Planeten bestreichen in gleichen Zeiten gleiche Flächen); auch bedeutet dieses Werk den Anfang der „physica coelestis“, der Lehre von der Kraft, welche die Sonne auf die Planeten und diese gegenseitig

aufeinander ausüben (100 Jahre später wird Newton sie Gravitationskraft nennen). In Linz, wohin der kaiserliche Hofastronom von Prag aus zieht, entdeckt er das dritte Gesetz, wonach ein bestimmtes Verhältnis zwischen dem Abstand der Planeten von der Sonne und ihrer Umlaufzeit besteht.

Nebenbei mußte Kepler auch den „nährischen Töchterlein der Astronomie“, der Astrologie, huldigen („Die Mutter Astronomia muß sich von der Dirne Astrologie aushalten lassen“), hatte also die gewünschten Zusammenhänge zwischen Planetenkonstellationen und Geschichtsereignissen darzustellen; auch als Kalendermacher war er tätig.

Ihre menschlich packende Wirkung übten die Ausführungen von Prof. Gerlach in der Erinnerung an die Unbestechlichkeit aus, mit der Kepler die von ihm als richtig erkannte Wahrheit verkündigte, auch wenn seine Berufung nach Tübingen daran scheiterte, daß er die Konkordienformel (als „Letzköpfchen“ und „Schwindelhirnlein“, wie er kirchenrätlich titulierte) nicht unterschrieb.

Dr. Wunder verdanken die Teilnehmer einen überaus spannenden Exkurs über die Herkunft der Familie Kepler. Die, von Kepler selbst 1619 behauptete, adelige Abstammung wurde als zweckbedingte Wanderlegende (Heirat mit der neuereichen und neuadeligen Grazer Müllerstochter Müller von Mühleck) bezeichnet, auch wenn es tatsächlich adelige Kepler gab. Die Zuwanderung des ältesten nachweisbaren Vorfahren, des Kürschners Sebald Kepler (1533/34), dessen Söhne 1563 in Wien ein bürgerliches (dem adeligen bis auf die Farbe gleichen) Wappen zuerkannt erhalten, ist nicht stichhaltig; hier liegt eine Verwechslung mit der Familie Kepner vor. Anders steht es mit der von Pfarrer Lenkner in den Blättern für württ. Familiengeschichte aufgeworfenen Frage der Herkunft der Familie aus Magstadt. Zwar hat sich Anselm Hagenlochers Bemerkung vom 2. 10. 1604: „Ich bin in Böblingen geboren . . . Du aber in Magstadt“ nicht bewahrheitet; man übersah jedoch bisher die Möglichkeit der Richtigkeit der Fortsetzung dieses Satzes: „Unsere Vorfahren haben, solange sie lebten, vertraut miteinander verkehrt.“ In diesem Zusammenhang wurde nicht nur an das Keplerwappen an einem Haus in Magstadt erinnert, sondern vor allem daran, daß es um 1600 in Magstadt 7 Bauernfamilien namens Kepler gibt; auch rund um Magstadt seien Kepler nachzuweisen. „Höchst wahrscheinlich“, so wurde zusammenfassend gesagt, „kommen die Weil der Städter Kepler aus Magstadt. Johannes Kepler stammt nicht von einem sagenhaften Ritter ab, auch nicht von Nürnberger Buchbindern, sondern von einer schwäbischen Gäufamilie.“ Bezüglich der Einzelheiten wird auf eine kommende Veröffentlichung in den Blättern für Familienkunde verwiesen.

Einem anderen Weil der Städter galt ein guter Abendvortrag von Dr. W. Irtenkauf; Steinhöwl. Er wurde in

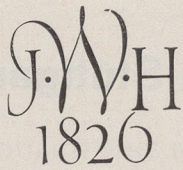
glücklicher Gegenüberstellung mit Niklas von Wyle als wichtiger Vertreter eines welt- und wirklichkeitszugewandten Frühhumanismus charakterisiert. Wilhelm Kutter trug in gemäßer kräftiger Sprache aus der Boccaccio-Übersetzung den Abschnitt „Von den guten Frauen“ vor, aus Aesop die Fabel „Von den zwei Mäusen“ sowie den Bericht von Poggius Florentinus über die Hinrichtung des Hieronymus von Prag und dessen dabei bewiesenen Mannesmut.

Studiendirektor Mannsperger richtete schließlich den Blick weit zurück in die Vor- und Frühgeschichte von Weil der Stadt und Umgebung, wobei die nachgewiesene Viereckschanze auf dem Plammerberg (100 x 80 m), die römische Villa am Plammberg und die aufgedeckten 65 Alamannengräber am Talackerbach (von 2 Friedhöfen, von denen der obere der ältere, mit reicheren Beigaben versehene, ist) besondere Aufmerksamkeit erwecken.

Und dann Christian Wagner! Ein „hl. Franziskus des Bauerntums“! Und dies in seiner Schöpfungsliebe, in der Lehre von der möglichsten Schonung alles Lebendigen, in der missionarischen Ausbreitung des Geistes der Gewaltlosigkeit und in der Sehnsucht nach einem Friedensreich. Im Hintergrund dabei immer und überall die Überzeugung von einem dauernden Formwechsel des allbeseelten Seins, das in sich eins und ganz ist, von der Auferstehung der beseelten Stoffteilchen („Atome“) und einer ewigen Wiederkehr (nicht Seelenwanderung!) In solcher Weise sprach Studiendirektor Mannsperger, vortragend und vorlesend, aus dem Geiste Wagners, wobei er auf die hohe dichterische Qualität mancher Schöpfung hinwies. Im Grunde, so wurde sichtbar, hat dieser dichtende Bauer von Warmbronn ein Mythos geschaffen, das zwar als solches nicht buchstäblich („Atome“) genommen werden darf, wohl aber echter Ausdruck metaphysischer Mächte ist.

„Ein Seminar der Heimatliebe“ nannte eine Stuttgarter Tageszeitung die ganze Veranstaltung, und sie war es auch nach dem Verständnis des Veranstalters, der aus dieser Liebe sehen und erkennen lehren wollte.

Eine so „bildende“ Liebe mag wohl auch der Leiter der Jugendbildungsstätte Johannes Kepler gemeint haben, als er darlegte, wie sehr die Jugend von heute von den Erwachsenen ordnende Kräfte, wegweisende Beispiele und bindende Leitbilder erwartet. Daß sich die Teilnehmer in Weil der Stadt wohlfühlten, verdankten sie vorab ihm und seinem schönen Heim. Im Sinne und Namen aller schloß Prof. Dr. Dölker die von Oberbaurat i. R. W. Kettel geleitete Woche mit einem Dank an Bürgermeister Oberdorfer als Schutzherrn der Woche, Peter Brenner als Hausvater und an alle Mitwirkenden. Bei dieser Schlußfeier konnte Landrat Heß namens des Vorstandes und aller Mitglieder Prof. Dr. Dölker zu seinem 60. Geburtstag gratulieren.



Bücher zu Weihnachten

von

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART N

KÖNIGSTRASSE 17

zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 29 18 46/47

Biographien und Erinnerungsbücher aus dem W. Kohlhammer Verlag Stuttgart

Duc de Castries Mirabeau

Das Drama eines politischen Genies
Aus dem Französischen von Sigrig Stahlmann
476 Seiten. Leinen DM 24,50

Das spannungsgeladene und gebrechliche, galante und grausame 18. Jahrhundert gewinnt in dieser Biographie sein widerspruchsvolles Leben zurück; unbeschränktes Königtum und Inkubationszeit der Revolution, Okkultisten und Abenteurer, Grandseigneure, die subversive Bücher schreiben – eine Gesellschaft, die den Ast absägen hilft, auf dem sie sitzt.

„Der Duc de Castries ist ein glänzender Biograph. Sein Werk, das 1961 mit dem Prix Historia ausgezeichnet wurde, ist sehr dicht geschrieben, ist gründlich detailliert, aus einem Guß. In brillanter Manier wird hier erzählt, die Urteile und Vergleiche sind scharf, ja ätzend.“
Deutsche Zeitung

Jean Héritier Katharina von Medici

Aus dem Französischen von Christa Dericum
342 Seiten. Leinen DM 24,50

Jean Héritier, dem seine Biographien vielfältige Ehrungen und große Erfolge einbrachten, schildert das Schicksal der italienischen Prinzessin, die als „die große Königin Frankreichs“ eine leidenschaftliche Dienerin ihres neuen Vaterlandes wurde.

Der Autor wertete in jahrzehntelanger Arbeit über das 16. Jahrhundert ein fast unübersehbares Quellenmaterial aus. Das Ergebnis ist ein lebensvolles, in allen Details belegtes Bild der prunk- und prachtliebenden Renaissance, der Menschen jener Tage, die skrupellos ihren persönlichen und politischen Leidenschaften frönten.

Garrett Mattingly Katharina von Aragon

Eine spanische Prinzessin auf englischem Thron
Aus dem Amerikanischen von P. de Mendelssohn. 480 Seiten. Leinen DM 24,50

Welch ein tragisches Lebensschicksal: Die Tochter Ferdinands und Isabellas, der ungemein katholischen, reist allein mit einem Hofstaat nach England; sie wird, kaum sechzehn Jahre alt, dem kindlichen Prinzen Arthur angetraut, der bald nach der Heirat stirbt; es folgen sieben Witwenjahre, in denen sie mit ihrem Hof im fremden Land und ohne Geld wie eine Gestrandete leben muß; dann die Hochzeit mit Arthurs Bruder, dem jungen Heinrich VIII., die beginnende Entfremdung von dem prachtliebenden Gemahl und schließlich der endlose Scheidungsprozeß, der berühmteste vielleicht der Geschichte, der die Trennung der englischen Kirche von Rom zur Folge hat. Mattingly, ein Kenner der Renaissancediplomatie, geht den verschlungenen Pfaden dieses Daseins in seinem Werk nach.

Bücher zur Geistesgeschichte aus dem W. Kohlhammer Verlag Stuttgart

Grahame Clark, Frühgeschichte der Menschheit

Aus dem Englischen von Christa Kähler und Dieter Lutz. 288 Seiten. 12 Bildtafeln, 7 Karten. Leinen DM 19,80

Clarks Darstellung beginnt bei den Urfängen des menschlichen Lebens und zeigt die allmähliche Entwicklung der Zivilisation und die Entfaltung der Technologie; sie reicht bis zum Einsetzen der schriftlichen Überlieferung in den verschiedenen Erdteilen. Ein besonderer Reiz dieses Buches besteht in der These des Autors, daß die Vorgeschichte in einigen der behandelten Regionen schon vor Tausenden von Jahren zu Ende ging, während in anderen Gebieten noch heute „vorgeschichtliche“ Völker anzutreffen sind.

Fritz Taeger, Das Altertum

Geschichte und Gestalt der Mittelmeerwelt

6., neu ausgestattete, erweiterte Auflage. Zwei Bände mit 426 bzw. 486 Seiten, je eine Farbtafel, je 40 Schwarzweiß-Abbildungen, je 3 Karten. Leinen DM 45,-

„Gründliche wissenschaftliche Fachkenntnis und eine glückliche Gabe ästhetisch wertvoller, literarischer Darstellung ließen den Verfasser in diesem Werk das Ziel erreichen, aus der unübersehbaren Fachliteratur zur Antike das Wesenhafte der politischen und geistigen Geschichte in den beherrschenden Höhenzügen voll zu erreichen. Hier ist in überzeugender, meisterhafter Weise ein Gesamtbild der Antike dargeboten, das den einzelnen Leistungen, Epochen und Strömungen gerecht wird und doch den Blick auf das Ganze erschließt.“
Universitas

„Welches Kapitel man auch immer aufschlägt, der Verfasser ver-
rät eine Sicherheit in der Beurteilung der geschichtlichen Vorgänge,
die ihn als Autorität ausweist. Sein Vortrag ist so lebendig und klar,
daß man ihm willig und interessiert folgen muß.“
Bücherblatt

Fritz Schachermeyr, Griechische Geschichte

Mit besonderer Berücksichtigung der geistes-
geschichtlichen und kulturmorphologischen Zu-
sammenhänge
470 Seiten mit 17 Karten und 6 Plänen und
44 einfarbigen Tafeln als Anhang. Leinen
DM 36,-

„Politische Anschauungen, religiöses Erleben, künstlerisches Schaffen, philosophisches Streben werden zusammen mit der Kriegs- und Machtgeschichte gemeinsam zur Darstellung der aufeinanderfolgenden Epochen vereinigt; damit wird eine Übersicht über die Entwicklung des griechischen Geistes gewonnen, wie sie in der bisherigen Geschichtsliteratur kaum zu finden ist. Darüber hinaus hat sich Schachermeyr auch über die Triebkräfte dieses Geschichtsablaufs Gedanken gemacht. Er stellt die Frage, ob es sich bei der griechischen Entwicklung gleichsam um einen Modellfall handele für ein Schema viel allgemeinerer Art, das sich auch in der Geschichte anderer Völker wiederfinde. Während bekanntlich Spengler und in gewissem Sinne auch Toynbee diese Frage bejahen, ist Schachermeyr entschlossen, sie zu verneinen. Es war notwendig, daß ein Gelehrter vom Range Schachermeyrs uns wieder deutet, was denn nun eigentlich ‚Griechische Geschichte‘ ist, was sie uns bedeutet, und sich nicht mit dem Erzählen des geschichtlichen Ablaufs begnügt.“
Athener Kurier

Heinrich Dannenbauer Die Entstehung Europas

Von der Spätantike zum Mittelalter

Band I: Der Niedergang der alten Welt im Westen

XI und 409 Seiten, ein Stammbaum und zwei Karten. Leinen

Band II: Die Anfänge der abendländischen Welt

VI und 340 Seiten. Leinen. 2 Bände DM 56,-

Das zweibändige Werk gibt eine anschauliche Darstellung der Übergangszeit vom Ausleben der alten Welt im römischen Westen bis zu den Jahrzehnten, da aus dem zerfallenden Karolingerreich die großen europäischen Völker und Reiche heraustraten und ihr eigenes Dasein mit ihrer eigenen Kultur begannen, also den Anfang dessen, was wir europäische Welt nennen.

„Der Verfasser geht überall von dem eindrucksvoll knapp geschilderten historischen Befund aus und entwirft in klarer Sicht und sicherer Stoffbeherrschung ein Gesamtbild des größten historischen Umwandlungsprozesses der abendländischen Geschichte. Wir haben in dieser Schicksalsgeschichte des römischen Reiches die Entstehungsgeschichte der abendländischen Kultur vor uns.“

Deutsche Hochschullehrer-Zeitung

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthaus Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C



Geld

ist ein besonderes Gut.

Ob es sich ums Sparen handelt oder um einen Kredit
(auch Kleinkredite und Anschaffungsdarlehen).

Ob man ein Konto eröffnet, um die bequeme und
sichere bargeldlose Zahlungsweise zu nutzen —

Geld — in jedem Falle

VOLKSBANK

Kaber & Märcker

NEUZEITLICHE BÜROMASCHINEN

STUTTGART N • FRITZ-ELSAS-STR. 48 TELEFON 29 47 51, 52



Kultur und Geschichte auf Reisen erlebt

Owen Lattimore, Nomaden und Kommissare

Die Mongolei gestern und heute. Aus dem Amerikanischen von Hans Th. Asbeck. 258 Seiten, eine Übersichtskarte. Leinen DM 19,80

Edwin O. Reischauer, Die Reisen des Mönchs Ennin

Neun Jahre im China des 9. Jahrhunderts. Aus dem Amerikanischen von Annelotte Piper. IX und 324 Seiten mit 2 einfarbigen Karten. Leinen DM 24,80

Arnold J. Toynbee, Ströme und Grenzen

Eine Fahrt durch Indien, Pakistan, Afghanistan. Aus dem Englischen von Hans Th. Asbeck. 240 Seiten. 1 Faltkarte. Leinen DM 19,80

Arnold J. Toynbee, Von Ost nach West

Bericht einer Weltreise. 263 Seiten. 1 Karte. Leinen DM 18,-

Karl H. Abshagen, Europas große Insel

England am Ende der imperialen Epoche. 453 Seiten. 16 Abbildungen. Leinen DM 14,80

Josef Theisen, Frankreich

Landschaft, Geschichte, Kultur. 405 Seiten. 16 Abbildungen. Leinen DM 19,80

Eric Graf Oxenstierna, Wir Schweden

7 1/2 Millionen Einzelgänger = eine Familie. 398 Seiten. 16 Schwarzweißfotos. 9 Abbildungen im Text. 1 Karte. Leinen DM 24,80

Die Aufnahme der Mongolischen Volksrepublik in die Vereinten Nationen erregte plötzlich Interesse an einem Land, das, obwohl es seine Grenzen nicht hermetisch abgeschlossen hat, von der Außenwelt doch seit vierzig Jahren vernachlässigt worden war. Nun kamen von allen Seiten Fragen über dieses Land, das im allgemeinen die Äußere Mongolei genannt wird. Viele Fragen beantwortet in diesem ersten Buch über die sich von Grund auf wandelnde Äußere Mongolei ein Autor, der mit dem mongolischen Leben gründlich vertraut und daher in der Lage ist, zu beurteilen, was sich nun geändert hat.

„Es ist in hohem Maße begrüßenswert, wenn es ein Gelehrter unternimmt, einen wertvollen, altertümlichen Text auch dem allgemeinen Leser zugänglich zu machen. E. O. Reischauer übersetzte in jahrelanger wissenschaftlicher Arbeit das Reisetagebuch des japanischen Mönches Ennin, dem es gelang – im neunten Jahrhundert – als buddhistischer Pilger das Leben Chinas zu erforschen und die Bilder dieses Lebens in einem einzigartigen Bericht festzuhalten. Reischauer unterbreitet jetzt eine zusammengefaßte, leicht verständliche Ausgabe, indem er den Leser auch in die zeitgenössische Geschichte und die menschliche Umgebung einführt.“
Atlantis

„Drei Monate hielt sich Toynbee auf der ‚Drehscheibe der östlichen Welt‘ auf. Die Ergebnisse dieser abenteuerlichen Fahrt sind in einem Bericht zusammengefaßt, der den Rahmen des traditionellen Reisebuches sprengt. Toynbee läßt nie die weltgeschichtlichen Zusammenhänge aus dem Auge, er entwickelt eine von geschichtlichen Visionen erfüllte Topographie, ganz gleich, ob er sich über die russischen Wachtürme an der Nordgrenze Afghanistans äußert, ob er dem Zauber verlassener buddhistischer Heiligtümer nachsinnt oder mit einem Jeep zum Dach der Welt hinauffährt.“
Bücherbrief

„Toynbee war in den Jahren 1956 und 1957 siebzehn Monate unterwegs und besuchte, durch Gastprofessuren geleitet, in dieser Zeit Ecuador, Peru, das Land der Inkas, Neuseeland, Australien, Vietnam, Manila, Hongkong, Japan, Indien, Ceylon und die Länder des Mittleren Ostens. Der ‚Bericht‘ darüber besteht aus sehr persönlich gefärbten und doch zutreffenden Assoziationen, Schlaglichtern und Eindrücken, betreffend fremde Völker, exotische Bauwerke und welt-historische Situationen.“
Atlantis

„Mit Rückgriffen in die Geschichte bis zur Steinzeit schildert der Autor das Funktionieren von Regierung und Parlament, die Lokalverwaltung, das Rechts- und Erziehungswesen, Kirche, Presse, Fernsehen und den Nationalcharakter. Er betrachtet ‚Europas große Insel‘ als das vielleicht vollkommenste Beispiel des Planungs- und Wohlfahrtsstaates außerhalb des kommunistischen Blockes.“ Spiegel

„Wer eine Frankreichfahrt plant, findet hier mehr als Anregungen für Routen und für Städtebesuche; er findet Wegweiser auf, daß die Geschichte lebendig zu ihm spreche und die Gegenwart in all den Schichten, in denen sie sich aufbaut, wirklich lebendig werde. Wer aber von einer Frankreichfahrt zurückkommt, der kann aus diesem Buch die erlebten Tage wieder hervorzaubern und viele Eindrücke erneuern und vertiefen.“
Nürnberger Nachrichten

„Graf Oxenstierna hat mit gutem Erfolg versucht, ein lebendiges, sogar unterhaltendes Buch zu schreiben, das zugleich eine Fülle von Tatsachen vermittelt und viele Erscheinungen der staatlichen Entwicklung und des schwedischen Alltags in einen größeren soziologischen, historischen oder psychologischen Zusammenhang einordnet.“
Atlantis



W. Kohlhammer
Stuttgart

Ivor Brown Shakespeare hinter den Kulissen

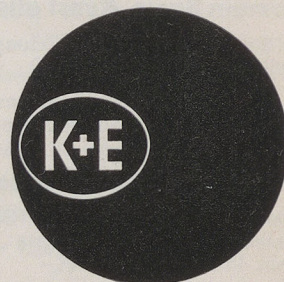
Der Werktag des Theatermannes. 296 Seiten.
Leinen DM 19,80

Ivor Brown, dessen Shakespeare-Biographie von Shaw als „das beste Werk über diesen Dichter“ gepriesen wurde, widmet sein neues Buch nicht dem großen Dramatiker, sondern dem turbulenten, aufreibenden Alltagsleben des Regisseurs, Schauspielers, Theaterdirektors und erfolgreichen Geschäftsmannes. So werden wir von Brown übrigens einem der bekanntesten englischen Theaterkritiker, in den Bühnenbetrieb des Elizabethanischen Zeitalters eingeführt; das Resultat ist über die biographischen Aspekte hinaus eine kleine Sozialgeschichte des Theaters um Shakespeare.



**Kohlhammer
Stuttgart**

Moderne Fabrikationsanlagen
und gute Mitarbeiter
sind die Gewähr für
hochwertige Druckfarben, wie
sie von Stuttgart-Feuerbach
in alle Welt
geliefert werden



**Kast + Ehinger GmbH
Druckfarbenfabrik
Stuttgart-Feuerbach**

**Ende November erscheint der lang erwartete
Katalog**

Württembergica

(Umfang 28 Seiten mit zahlreichen Fotos)

Er gibt Ihnen wertvolle Tips für den Einkauf Ihrer Weihnachtsbücher. Wenn Sie ihn nicht auf Grund einer früheren Bestellung in der ersten Dezember-Woche im Briefkasten vorfinden, bestellen Sie ihn bitte bei Ihrem Buchhändler oder vom

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart

WÜRTTEMBERGISCHE BANK STUTT GART

Filialen

GÖPPINGEN
TÜBINGEN

REUTLINGEN
ULM / DONAU

Kunst

H. Th. Musper,

Der Holzschnitt in fünf Jahrhunderten

400 Seiten mit 316 Schwarzweiß- und 8 Farbtafeln. Format 24,8×28,7 cm. Leinenband in Schuber DM 89,-

Mit diesem vom Inhalt und von der Ausstattung her einzigartigen Buch, das selbst bei der Qualität der heutigen Kunstbuchproduktion unvergleichbar ist, wird an Hand des historischen Ablaufs ein Überblick über die Entwicklung des Holzschnitts gegeben.

Germain Bazin, Kunst aller Zeiten und Völker

592 Seiten mit 737 Abbildungen im Text, 16 Farbtafeln, 1 Zeittafel. Leinen DM 19,80

Die einbändige Weltkunstgeschichte zum Nachschlagen! Sie gehört in die Handbücherei eines jeden Gebildeten.

Hans Weigert, Geschichte der europäischen Kunst

3. Auflage. Textband: 628 Seiten mit 340 Zeichnungen. Tafelband: 543 ganzseitige Abbildungen und 10 Farbtafeln. In Kassette DM 48,-

„Es dürfte gegenwärtig kaum eine Darstellung geben, die dem Wunsch nach einer Zusammenschau formal und inhaltlich in so bezwingend klarer Gestaltungsweise entgegenkommt, wie es mit dem vorliegenden Werk gelungen ist.“
Westermanns Monatshefte

Kleine Kunstgeschichte der Welt

Band I: Kleine Kunstgeschichte der Vorzeit. 380 Seiten mit 260 Abbildungen. Leinen DM 14,60. Band II: Kleine Kunstgeschichte der außereuropäischen Hochkulturen. 420 Seiten. 254 Abbildungen im Text und 65 Abbildungen im Anhang. Leinen DM 14,60. Band III: Kleine Kunstgeschichte der Griechen und Römer. Von W. Zschiezschmann. 2. Auflage. 343 Seiten mit 194 Abbildungen und 180 Strichzeichnungen. Leinen DM 13,80. Band IV: Kleine Kunstgeschichte Europas. Von Hans Weigert. 7. Auflage. 348 Seiten. 170 Abbildungen. Leinen DM 16,80

Fritz Baumgart, Geschichte der abendländischen Malerei von den Anfängen bis zur Gegenwart

3. erweiterte Auflage. 275 Seiten. 4 Abbildungen im Text, 40 Farb- und 128 Schwarzweiß-Tafeln. Format 19×27 cm. Leinen DM 36,-

„Selten wird man farbige Reproduktionen von solcher Plastik und Leuchtkraft finden. Dank dieser hervorragenden Ausstattung wird der Band zu einer Schule des Sehens und des Kunstverständnisses, der kaum etwas gleichwertiges an die Seite gestellt werden kann.“
Ruhr-Nachrichten

Paul Ferdinand Schmidt,

Geschichte der modernen Malerei

9. Auflage. 325 Seiten. Gesamtumfang mit 67 Textzeichnungen. 61 Farbtafeln. Ganzleinen mit mehrfarbigem Schutzumschlag DM 36,-

„Eine volkstümliche zusammenfassende Bildergeschichte der letzten hundert Jahre, mit überwältigend schönen farbigen Abbildungen.“
Abendzeitung

**W. Kohlhammer
Stuttgart**

Im Herbst erscheint

Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden

Herausgegeben von MARIA ZELZER

560 Seiten und 48 Seiten Abbildungen.

Leinen. 19,50 DM.

Sonderband der VERÖFFENTLICHUNGEN
DES ARCHIVS DER STADT STUTTGART.

Zur Erinnerung an die Leiden und Opfer, die den jüdischen Mitbürgern der Stadt Stuttgart auferlegt worden sind, wurde dieses Gedenkbuch geschaffen. In ihm ist das schwere Schicksal der Juden über Generationen hinweg aufgezeichnet und für das historische Bewußtsein festgehalten.

WILHELM KOHLHAAS

Chronik der Stadt Stuttgart 1918-1933

Etwa 400 Seiten. Etwa 40 Seiten Abbildungen.

Leinen etwa 20,- DM.

VERÖFFENTLICHUNG DES ARCHIVS
DER STADT STUTTGART.

Die Unruhen und Spannungen, die das politische Geschehen im Reich auch nach Stuttgart brachte, und der beharrliche Wille der Bürger zu Ordnung und Aufbau setzen die zwei wesentlichen Akzente in den 15 Berichtsjahren dieses thematisch weitgespannten Chronikbandes.



ERNST KLETT VERLAG STUTTGART



Neue Goldschmiedekunst in Baden-Württemberg

Herausgegeben vom Verein zur Förderung deutscher Kultur e. V., Schwäbisch Gmünd

252 Seiten mit 232 Schwarzweiß-Abbildungen und 4 vierfarbigen Tafeln.

Leinen mit mehrfarbigem Schutzumschlag DM 20,-

Der mit Unterstützung des Landesgewerbeamtes herausgegebene Band führt mit vielen sorgfältig ausgewählten Abbildungen die Kunstfertigkeit der heutigen Gold- und Silberschmiedemeister vor Augen; es wird damit deutlich, wie vielseitig die Aufgaben und Möglichkeiten dieses alten Handwerkes sind. Der knappe Text gibt eine Geschichte der Goldschmiedekunst von ihren Anfängen vor tausenden von Jahren bis zur Gegenwart. Es wird eine große Zahl von Goldschmiedemeistern mit ihren Arbeiten vorgestellt; durch eingehende Beschreibung der abgebildeten Stücke wird die Bedeutung der künstlerischen Individualität im Goldschmiedehandwerk herausgehoben. Den Beschluß des Buches bildet eine Übersicht der mit Arbeiten darin vertretenen Goldschmiedemeister und ein Fachwörterbuch mit Erläuterungen zu den einzelnen Techniken.

Aus einer der vielen Besprechungen:

„Der Bilderteil mit seinen ganzseitigen Kunstdrucktafeln ist in der Wahl der Gegenstände, in Druck und technischen Einzelheiten hervorragend gelungen, er ist gegliedert in ‚Insignien, öffentliche Arbeiten und Ehrengaben‘, ‚Tafelgerät‘, ‚Schmuck‘, ‚Sakrale Gegenstände‘, ‚Truhen und Schreine‘ und weist die besten Namen des süddeutschen Goldschmiedeschaffens auf. Diesem Bilderteil, der auch einige ausgezeichnete vierfarbige Reproduktionen enthält, ist eine ausführliche Beschreibung der einzelnen Arbeiten (Material, Technik, Verwendungszweck) beigegeben.“

Der Textteil bietet einen treffenden Beitrag zur Geschichte der Goldschmiedekunst. Jedem kunstverbundenen Menschen wird dieses wertvolle Buch Freude machen.“

Berichte und Informationen

Kohlhammer

Ein Haus wiegt mehr



als die meisten anderen großen u. kleinen Wünsche. Ein Haus — das ist ein solider Dauerwert, der Ihnen wirtschaftliche Sicherheit gibt und Sie von den Veränderungen auf dem Wohnungsmarkt unabhängig macht. Ein Haus hilft Ihnen, die Gegenwart glücklicher und Ihre alten Tage sorgenfreier zu gestalten.

Mit billigem Baugeld von Wüstenrot können auch Sie zum eigenen Heim kommen. Der Staat wird Ihnen dabei helfen — mit Wohnungsbauprämien bis zu 400,— DM im Jahr oder Steuernachlaß.

Am besten wenden Sie sich gleich an einen unserer öffentlichen Beratungsdienste oder direkt an das Wüstenrot-Haus in 714 Ludwigsburg.

Größte deutsche
Bausparkasse

Wüstenrot



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. — Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 27.3704



Geschenkbücher für den Schwäbischen Heimatsfreund

Peter Lahnstein, Schwäbische Silhouetten

131 Seiten mit 13 Silhouetten. Pappband DM 8,80

„Die zehn Essays spannen einen stofflich weiten Bogen von einer ausgeklügelten Stammescharakteristik über schimmernde Städte- und Landschaftsimpressionen bis zu fein gestochenen historischen Schilderungen.“

Südd. Rundfunk

Schwäbische Lebensbilder

Herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg

Bände I–III vollständig vergriffen

Band IV: VI und 380 Seiten mit 20 Bildtafeln. Hln. DM 5,–

Band V: 483 Seiten mit 27 Tafeln. Ln. DM 12,–

Band VI: XII und 492 Seiten mit 20 Bildtafeln. Ln. DM 18,–

ab Band VII heißt die Reihe

Lebensbilder aus Schwaben und Franken

Herausgegeben von Max Miller und Robert Uhland im Auftrage der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg

Band VII: X und 419 Seiten mit 18 Bildtafeln. Ln. DM 18,–

Band VIII: VIII und 392 Seiten mit 15 Bildtafeln. Leinen DM 19,50

Band IX: 432 Seiten und 19 Bildtafeln. Leinen DM 21,50

„Im Laufe der Zeit wird Württemberg mit den ‚Lebensbildern‘ zu einer vollständigen Sammlung von Biographien seiner Landsleute kommen, die ihresgleichen suchen wird.“

Schwäbische Zeitung

Egid Fleck, Gestalten aus dem Brandschutz- und Feuerwehrewesen in Baden-Württemberg

104 Seiten und 20 Kunstdrucktafeln. Kartoniert DM 4,80

Diese lesenswerte Schrift ist jedem Feuerwehrmann zu empfehlen. Sie ist geeignet, unter der Jugend für den freiwilligen Dienst in der Feuerwehr zu werben.

Ernst Müller, Kleine Geschichte Württembergs

Mit Ausblicken auf Baden. 2. Auflage 1963 (völlig neu bearbeitet). 260 Seiten Text, 3 Karten, 4 Stammbäume, Kunstdruckteil mit 50 Bildtafeln. Leinen DM 13,80

„Der trotz der gediegenen Ausstattung niedrige Preis macht das neue Geschichtsbuch von selbst zu einem schwäbischen Hausbuch, das in keiner Familie fehlen sollte.“

Amtsblatt der Stadt Stuttgart

Schwäbischer Heimatkalender 1965

128 Seiten. 11 ganzseitige Fototafeln. DM 1,80

**W.Kohlhammer
Stuttgart**



Heinrich Köhler Lebenserinnerungen

des Politikers und Staatsmannes 1878–1949

Unter Mitwirkung von Franz Zilken
herausgegeben von Josef Becker

Mit einem Geleitwort von Max Miller

480 Seiten. 16 Bildtafeln. Leinen etwa DM 28,–

Die Lebenserinnerungen des langjährigen badischen Staats- und Reichsfinanzministers Heinrich Köhler enthalten den ersten breit angelegten Rechenschaftsbericht eines führenden Zentrums politikers der Weimarer Republik. Temperamentvoll und lebendig geschrieben, mit einer Fülle politischer und persönlicher Details, sind sie ein Zeugnis von überdurchschnittlichem Quellenwert für die engere badische Landesgeschichte und mehr noch für die deutsche Geschichte in den Jahren, da die Weimarer Republik endgültig gesichert schien, dann aber alsbald einer ausweglosen Krise verfiel.

Köhler hat seine Lebenserinnerungen, die Schilderung des Weges „Vom Zeitungsjungen zum Staatspräsidenten“, zum größten Teil vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in der Zeit erzwungener politischer Untätigkeit niedergeschrieben. Die Jahre nach dem Zusammenbruch 1945 haben ihm keine Muße mehr gelassen, sein Werk, das mit dem Ausscheiden aus der aktiven Politik 1932 schließt, zu vollenden. Dadurch gewinnen die Aufzeichnungen, auch in der betonten Schärfe der Urteile über die Politik und die führenden Persönlichkeiten dieser Zeit, insbesondere die Zentrums politikler Brüning, Kaas, Schofer, Stegerwald, Wacker, Wirth u. a. m., besonderen dokumentarischen Wert. Bleiben sie auch in mancher Hinsicht ein Torso, so bieten sie den Vorteil der größeren Unmittelbarkeit. Sie sind ein bedeutender Beitrag zur Geschichte der Zentrums partei wie der gesamten Politik im deutschen Südwesten und im Reich.

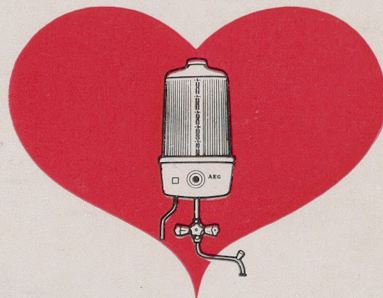
Das Wirken Köhlers als Wirtschafts- und Finanzminister von Württemberg-Baden nach 1945 und seine Stellung zu den wichtigsten politischen Fragen der ersten Nachkriegsjahre, besonders zur Frage der Neugestaltung Südwestdeutschlands, wird durch die beigelegte Sammlung wichtiger Dokumente aus der Zeit von 1945 bis 1949 deutlich gemacht.

Herausgegeben werden die Lebenserinnerungen Heinrich Köhlers unter Mitwirkung von Franz Zilken, dem Verwalter des Nachlasses, durch Josef Becker, dem mehrere bedeutsame Veröffentlichungen zur Geschichte der Weimarer Republik und zur Zeitgeschichte verdankt werden. Zur Veranschaulichung des Lebensgangs und Wirkens des Politikers und Staatsmanns sind dem 480 Seiten großen Buch 16 Bildtafeln mit teilweise wenig bekannten Gruppenbildern führender Persönlichkeiten in der Weimarer Republik und in der Bundesrepublik Deutschland beigegeben.

Kohlhammer

Verständlich,
daß sie ihre Stirn in Falten legt.
Diese Art, heißes Wasser zu bereiten,
ist ja längst vorbei.
Aber morgen wird sich ihre Miene aufhellen ...
da kauf ich uns den „AEG-Thermofix“.

Herrje — immer dieser Umstand
und dieser Zeitverlust mit dem Wasserkessel.
Dabei gibt's doch
so ein praktisches Kochendwassergerät:
den „AEG-Thermofix“!
Er spendet im Handumdrehen
warmes, heißes oder kochendes Wasser.
Ja, einen „AEG-Thermofix“ müßte man haben!



Sie brauchen heißes oder kochendes Wasser? In der Küche, im Büro, in der Werkstatt? Dann brauchen Sie einen „AEG-Thermofix“! Weil er so schnell arbeitet. Ganz einfach: Wasser einlaufen lassen, Temperatur wählen, einschalten — und im Nu haben Sie Wasser, wie Sie es wünschen: warm, heiß oder kochend. Und soviel Sie wollen: von einem halben Liter bis zu 5 Litern. Das ist die

moderne Art der Heißwasserbereitung. Stufenlose Temperaturwahl von 35° bis 85° C und Schaltstufe für kochendes Wasser, formschöne temperaturwechselbeständige Glasglocke mit einer Inhaltmarkierung. Der „AEG-Thermofix“ ist absolut betriebssicher. Und der AEG-Kundendienst betreut ihn stets vorbildlich. Lassen Sie sich dieses perfekte Kochendwassergerät einmal ganz unverbindlich vorführen.

AEG Thermofix

**AUS
ERFAHRUNG
GUT**

Ausführliches Prospektmaterial erhalten Sie kostenlos vom
AEG-Heißwassergeräte-Werk, Abt. H 71, 8500 Nürnberg 2.



Von der Hand in den Mund leben



Das ist zwar einfach — aber sehr aufregend !
Man kann auch planen, einteilen und sparen.
Das schont die Nerven.

Auf eine Rücklage sollte man nicht verzichten.
Weil sie beruhigt.

Ein vorteilhafter Weg zu diesem Ziel ist:
prämienbegünstigt sparen.

Zwischen 20% und 30% Prämie

zahlt der Staat zu Ihren Einzahlungen.

Daneben gibt es Zinsen.

Auf diese Weise läßt sich Ihr Kapital verdoppeln.

Darüber sollten Sie sich von uns
beraten lassen.

911erein f. Vaterländische Natur-
kunde Schloss Posenstein
6197

Wenn's um Geld geht . . .

SPARKASSE